

Referate, Arbeitspapiere usw. zur kirchlichen Sozialarbeit

Inhalt:

- > Kirche, Theologie und Sozialarbeit (Loccum 1979)
- > Sozialarbeit in der Diakonie (Ffm 1981/82)
- > Imageprobleme der sozialen Arbeit (1996)
- > Fachhochschulvermitteltes Helfen (Feldkirchen/Kärnten 1995)
- > Zum Hilfebegriff in der sozialen Arbeit (1991)
- > Ergebnisoffenheit? – Zur kirchlich verantworteten Beratungsarbeit (1991)

KIRCHE, THEOLOGIE UND SOZIALARBEIT

Anmerkungen zur Studie "Sozialarbeit im Kirchenkreis"

(für die Ev. Akademie Loccum, 1979)

Anstoß: die Studie "Sozialarbeit im Kirchenkreis"

Von Diakonie habe ich während meines theologischen Studiums nichts gehört, nichts über theologisch zu verantwortende Konzepte kirchlicher Sozialarbeit. In meiner praktischen Ausbildung zum Pfarrer im Predigerseminar: kein Wort über Diakonie. Ich habe nichts vermißt, weil ich noch nichts wußte von der kirchlichen Wirklichkeit. Und die sieht, wie ich mittlerweile weiß, so aus: rund eine Viertelmillion hauptberufliche "Diakoniker" in der Bundesrepublik - etwa zehnmal so viele wie angestellte Pfarrer/-innen. Kirchliche Sozialarbeit im weitesten Sinne wird quantitativ weitaus stärker und qualitativ sicher nicht schlechter betrieben als sonstige kirchliche Arbeit.

Als Vikar mußte ich dann im Religionsunterricht von Diakonie handeln. Ich tat dies, wie im Lehrplan vorgezeichnet: ich habe Diakonie abgehandelt, als sei sie das Hobby einzelner kirchlicher Außenseiter oder einzelner Familien gewesen, der v.Bodenschwinghs beispielsweise.

Die illuminierten Häupter der Theologie haben das Gelände der kirchlichen Sozialarbeit fast konsequent gemieden; die praktischen Theologen blieben

weitestgehend bei ihrem Leisten: bei Verkündigung, Seelsorge und religiöser Unterweisung. Und blieben damit den späteren Gemeindepfarrern/-innen alles schuldig, was ihnen hätte helfen können, eine Einstellung zur sozialen Arbeit der Kirche zu finden, bevor sie die Arbeit in der Kirche aufnehmen.

Warum ich das erzähle im Zusammenhang mit der Studie "Sozialarbeit im Kirchenkreis"? Weil in dieser Studie etwas davon hindurchschimmert: Pfarrer/-innen lernen es, in ihrer Arbeit das eigentlich Kirchliche zu sehen; Diakonie ist Uneigentliches. Die Voraussetzungen, unter denen Pfarrer/-innen und Sozialarbeiter/-innen zum gemeinsamen Werk antreten, sind ungünstig. Nicht einmal so sehr organisatorisch; das wohl auch. Aber immerhin ist die Diakonie - nach einigen Kämpfen - in den meisten Kirchenordnungen verankert. Ich habe eher empfunden, daß es ein psychologisches Problem gibt, allerdings eng verbunden mit einem theologischen. Ich habe immer wieder bei vielen Kollegen in meinem alten Kirchenbezirk so etwas wie einen Sozialarbeiter-Komplex beobachtet. Allein die Tatsache, daß Sozialarbeiter/-innen im gemeindlichen Bereich notwendig waren, stimmte unbehaglich: ein Ungenügen der Theologie schien dadurch signalisiert, das Unzulängliche der eigenen Arbeit, die Defizite des "eigentlich-kirchlichen Amtes".

Auf einer Dekanatskonferenz, bei der wir dieses ansprachen, kam es dann sehr deutlich heraus: "Wir", so sagten einige, "geben die Appelle aus - 'Es muß anders werden unter euch!' 'Die Liebe muß unter euch zur Geltung kommen!' -, aber sobald das Postulat in konkretes soziales Handeln umgesetzt werden muß, bei Suchtgefährdeten, Suicidbedrohten, Behinderten, schicken wir unsere Sozialarbeiter ins Gefecht." So oder so ähnlich klang das, und manche merkten zum ersten Mal: hinter vielen psychologischen Schwierigkeiten, die viele Pfarrer/-innen mit Sozialarbeitern/-innen haben, steckt das Problem einer entfunktionalisierten und desozialisierten Theologie.

Und wo Theologie eine Existenzform des Glaubens ist - und das sollte sie bei Pfarrern/-innen ja auch sein -, kann dies bedrohlich werden. Die eigene Theologie wurde da als verkürzt erfahren, als zu kurz, um die ganze Lebenswirklichkeit der Menschen zu erreichen. Solange Pfarrer/-innen so ausgebildet werden, als sei Verkündigen, Trösten und Lehren das Eigentlich-Kirchliche, solange ihnen nicht auch ein theologisches Instrumentarium zur Beurteilung sozialer Arbeit vermittelt wird, kann Sozialarbeit durch viele Amtsbrüder und -schwestern als bedrohliche Infragestellung erfahren werden - im Extremfall.

Dabei ist die Antwort auf die Frage, inwiefern Sozialarbeit in den kirchlichen Auftrag mit eingeschlossen ist, theoretisch einfach: Man weiß noch aus exegetischen Übungen, daß in der Urchristenheit vom Abendmahl her eine komplexe Entwicklung des Diakonieverständnisses eingesetzt hat. Diakonie hatte ihren ersten "Sitz im Leben" in der Versammlung der Gemeinde, speziell im Abendmahl. Höchste, intensiv erfahrene geistliche Vergewisserung und die Agapen für die Ärmsten der Armen gehörten zusammen, Heil und Heilung von sichtbaren und seelischen Wunden, Glaube und Werke der Liebe. Und Vorbild der Diakonie

ist eben nicht nur der barmherzige Samariter, sondern gleichermaßen Petrus und Johannes im Tempel in ihrem apostolischen Dienst mit Wort und Tat. Von Anfang an war in der Christenheit kein Gottesdienst denkbar, in dem es nicht immer auch um die Nöte des Nächsten gegangen wäre.

Genau da lagen dann wiederum die zu beobachtenden Pfarrerkomplexe vieler Sozialarbeiter/-innen, die ich kennengelernt habe, denen - weil oft zu personenzentrierter, situativer Arbeit genötigt - dieser große Rahmen, dieser große Anspruch unheimlich war: bedrohlich vereinnahmend, wo doch die meisten Theorien sozialer Arbeit wie auch die zugrunde liegenden Humanwissenschaften faktisch selbst die Kontrolle auch von Zielvorstellungen des Erkennens und Handelns ausüben. Diese Zielvorstellungen sind manchmal so völlig anders als die "eigentlich-kirchlichen". Die Leute an der Basis, die Praktiker, Pfarrer wie Sozialarbeiter, haben konkret ein Problem auszutragen, das weithin noch nicht ins Bewußtsein getreten ist und das auf Universitäten und Fachhochschulen so gut wie nicht thematisiert wird: Auf dem Boden der einen Kirche existieren faktisch nebeneinander, oft unverbunden, weitestgehend unvermittelt, völlig divergierende Denk- und Handlungsmodelle mit jeweils divergierenden Zielvorstellungen.

Theologie und Kirche halfen sich über ihren verkürzten Ansatz lange Zeit mithilfe der Illusion hinweg, sie könnten andere Wissenschaften, speziell Humanwissenschaften, "in den Dienst nehmen". Das war schlicht Selbsttäuschung. Denn, ich zitiere Eilert Herms, dabei wurde "hinsichtlich der Humanwissenschaften verkannt oder verschwiegen, daß jede von ihnen jeweils ein sich nach bestimmten Leitbegriffen selbst steuernder Erkenntniszusammenhang ist, der eben aufgrund dieser Leitbegrifflichkeit auch sein eigenes Normenpotential besitzt, das nicht ohne weiteres durch Normen der christlichen Tradition ersetzbar ist". Herms sieht m.E. richtig: alle Humanwissenschaften und die daraus abgeleiteten Theorien sozialen Handelns vollziehen sich als ein nach eigenen Prinzipien geregelter Erkenntniszusammenhang. Die Illusion, Humanwissenschaften einfach "in den Dienst nehmen" zu können und dabei die Ziele als theologische oder kirchliche in der Hand behalten zu können, hat dazu geführt (ich zitiere nochmals Herms), "daß sich die Autonomie humanwissenschaftlicher Erkenntnis hinter dem Rücken derer, die sie in Dienst nehmen, durchsetzt".

Und, was die Sache noch zusätzlich kompliziert: so wie es etliche Theologien gibt, existieren im Bereich der Diakonie jede Menge human- und sozialwissenschaftlicher Ansätze mit jeweils ganz verschiedenem Menschenbild und ziemlich verschiedenen Zielvorstellungen nebeneinander. In meiner Optik besteht die Problematik, die letztlich hinter der hier behandelten Studie "Sozialarbeit im Kirchenkreis" steht, darin, daß eigentlich nichts mehr stimmig ist in der kirchlichen Arbeit insgesamt. Nur: die Praktiker, Pfarrer/-innen wie Sozialarbeiter/-innen, müssen immer so tun, als wäre das nicht so. Sie sollen grade machen, was krumm ist. De facto besteht heute keine Übereinstimmung zwischen biblischer Anthropologie und den Menschenbildern der sozialen Wissenschaften. Davon will ich nachher noch handeln. Jetzt interessiert mich das Problem auf personaler Ebene.

Auf dieser Ebene erzeugt das Fehlen der wissenschaftstheoretischen Reflexion - und davon rede ich eigentlich -, Zwitter: theologisch dilettierende Sozialarbeiter/-innen und z.B. sozialpsycho-logisch dilettierende Theologen/-innen. In vielen Gesprächsrunden z.B. zwischen psychologischen Beratern im Dienst der Kirche und Theologen habe ich es immer wieder erlebt: da basteln die einen an ihrer Privatsozialpsychologie und die anderen an ihrer Privattheologie, weil die Dinge nur so näher aneinander zu rücken scheinen. Dabei geschieht - aus dem Bemühen um Kommunikationsverbesserung - Substanzverlust: man einigt sich auf Kosten der Qualität, denn es kommt eine arg verdünnte Sozialtheologie und eine verwässerte Theorie kirchlicher Sozialarbeit heraus. Man soll und will im Ansatz verschiedene Denksysteme kombinieren, und dabei bleibt weder der genuine Sinn der Theologie noch der der Sozialtheorie frei von Alterierungen. Beide werden alteriert.

In der Wissenschaftstheorie nennt man dieses Verfahren "sekundäre Addition": man versucht, bestimmte gemeinsame Elemente zweier Denksysteme in einen Topf zu werfen, durch Umrühren und Vermischen am Ende eine kirchliche Theorie beraterischer, sozialpsychiatrischer, sozialpsychologischer usw. Arbeit herauszubekommen. Auch durch dieses Arbeitsverfahren, das in den gemischten Kommissionen laufend angewandt wird, ist im Raum der Kirche ein Realitätsverlust eingetreten, der viel größer ist, als es uns gemeinhin bewußt wird.

Es wird Zeit, diese Behauptungen an einem Beispiel zu erläutern. Ich greife auf ein Beispiel aus dem Bereich der Sozialisationstheorien zurück. Jede Theorie sozialen Handelns geht - bewußt oder unbewußt, meist unbewußt - von zwei Prämissen aus, zwei Vorentscheidungen, und zwar von einer anthropologischen Prämisse und einer gesellschaftstheoretischen. Geht man etwa von einer positivistischen anthropologischen Prämisse aus - so wie etwa in der Humanistischen Psychologie -, dann steht ein bestimmtes Menschenbild im Hintergrund: der Mensch ist an sich gut. Sozialisation würde dann bedeuten, die guten Anlagen zur Entfaltung zu bringen, zu entwickeln oder - wie es humanistische Psychologen z.T. zu sagen pflegen - die Selbstheilungskräfte des Menschen zu aktivieren.

Hat man eine andere humanwissenschaftliche anthropologische Prämisse, z.B. eine behavioristische (denken Sie an den im Bereich sozialer Theorien sehr wirkungsvoll gewordenen Skinner mit seinem Menschenverständnis "jenseits von Freiheit und Würde"), dann ist die Basis für alle möglichen Prägungen des Menschen auf alle möglichen Ziele hin gelegt; dann liegt hier die Legitimation für allerlei Maßnahmen, die der Mensch nötig hat. Skinner drückte das etwas verschleiernd aus, indem er von Motivation oder positiver Verstärkung sprach - und derlei Denkstrukturen und Kategorien, die nur sinnvoll verankert sind in diesem speziellen System, können eigentlich nicht einfach aus diesem Denksystem herausgelöst und mit anderen Kategorien, die ähnlich klingen mögen, aus anderen humanwissenschaftlichen oder theologischen Denksystemen kombiniert werden. Denn die Voraussetzungen sind jeweils völlig verschiedene, der Stellenwert einer anthropologischen Kategorie ist je nach Systemansatz ein völlig anderer. Dann

mag jedes System von Liebe oder Autorität oder Freiheit sprechen: wenn nicht beachtet wird, daß jede dieser Kategorien oder Werte je nach System einen völlig anderen Ort, ein anderes "Feld" hat, eine ganz andere anthropologische Vorentscheidung als Voraussetzung, dann wird die Kombination in sich und an sich Sinn-los.

Die Verständigung über gemeinsame Ziele ist dann ungemein schwer, oft eigentlich auch unmöglich, solange diese Prämissen, die Voraussetzungen unseres Denkens in einem jeweiligen Denkmodell, unreflektiert bleiben. Es dürften nämlich dann nicht bestimmte Einzelaussagen, Einzelziele, einzelne Kategorien miteinander verglichen werden, sondern es müßte nach den Voraussetzungen unseres Denkens gefragt werden. Es geht mir hier also gar nicht so sehr um die alte Auseinandersetzung um Glaube und Vernunft. Die Situation ist - auch in der Kirche - viel unübersichtlicher: es stehen sich viele Spielarten von Glauben (nämlich nicht hinterfragte oder nicht hinterfragbare Handlungsprämissen) und viele Spielarten der Rationalität gegenüber. Dies ist eine der Folgen jener Entwicklung, die man gern mit dem Begriff Säkularisation beschreibt - wovon noch zu handeln wäre.

Die augenblicklich ziemlich verfahrenere Situation etwa der Pädagogik hat hierin ihre Ursache: die vielen Prämissen im Menschenbildbereich machen es unmöglich, einhellige Lernziele oder auch nur Lernstile zu formulieren. Und die vielen Mischtheorien, die entstanden sind, sind, wissenschaftstheoretisch betrachtet, einfach ein Unding. Soviel zu den anthropologischen Prämissen jeder Theorie sozialen Handelns.

Damit zusammen hängen die gesellschaftstheoretischen Prämissen jeder sozialen Theorie; auch das zeigt die Sozialisationsdiskussion mit einiger Deutlichkeit. Geht es bei Sozialisation primär um die Kulturreinigung (dieser Begriff stammt m.W. von S.Freud) oder primär darum, die kulturelle Umwelt den "eentlichen" Bedürfnissen des Menschen anzupassen (so die mancherlei Diskrepanztheorien)? Bei der Definition der eigentlichen Bedürfnisse landet man dann wieder bei seinen anthropologischen Prämissen, und der Kreis ist geschlossen. Auch: das System.

Ich habe hier nur die je alternativen Positionen im Bereich der anthropologischen und gesellschaftstheoretischen Grundentscheidungen bei der Sozialisationsdiskussion genannt, der Einfachheit halber. Es gibt tatsächlich zahlreiche differenzierte Positionen. Aber das Grundproblem ist vielleicht deutlich geworden. Das ganze Problemfeld sozialer Arbeit der Kirche bedarf grundsätzlicher Klärungen im Bereich der verschiedenen Voraussetzungen und Ziele unserer Denk- und Handlungsmodelle, bedarf der Klärungen der Menschenbilder und der Gemeinschaftsvorstellungen. Wird diese Aufgabe nicht angenommen, bleibt es bei der klammheimlichen Konkurrenz, die gelegentlich auch in offene Konkurrenz umschlägt, dort, wo es zum Konflikt kommt. Die Diakonische Konferenz hat bei ihrer gerade hinter uns liegenden Tagung so etwas wie ein "Diakonikum" für die nichttheologischen Mitarbeiterschaften im diakonischen Bereich befürwortet; so sollen z.B. die Sozialarbeiter/-innen stärker

mit den biblisch-kirchlichen Horizonten ihrer Arbeit vertraut gemacht werden.

Die Unbefangenheit, mit der dieser einseitige Weg propagiert wird, ist frappierend. Diese Maßnahme ist sicherlich nicht sinnvoll, solange nicht auf der anderen Seite, in der Theologenausbildung, andere Akzente gesetzt werden, solange Theologen nicht instand gesetzt werden, die Voraussetzungen sozialer Arbeit z.B. im Kirchenkreis mit den eigenen Prämissen zu messen, und zwar sachgemäß zu messen. Es ist doch schlicht ein Defizit der Theologie, daß sie weithin im Appellativen bleibt, während es an der Befähigung, eine theologische Aussage zu operationalisieren, hapert. Nebenbei sei eingeflochten: auf EKD-Ebene ist gerade eine Gemischte Kommission für die Reform des Theologiestudiums konstituiert worden. Ein Fachmann für Diakonie und kirchliche Sozialarbeit ist nicht dabei.

Theologen/-innen wie Sozialarbeiter/-innen müssen - beide! - mit einem Instrumentarium ausgerüstet werden, das es ihnen ermöglicht, im Prüfen ihrer Voraussetzungen eine gemeinsame, gemeinsam zu verantwortende Basis zu finden. Ansonsten bleibt die Zusammenarbeit Basis-los, ansonsten muß es zwangsläufig auch immer wieder zu Beziehungsstörungen kommen. Ich bin davon überzeugt - nach allem, was ich nun jahrelang in Kirche und Diakonie erlebt habe -, daß es ohne diese Grundsatzklärungen, daß es ohne gründliche Durchdringung der Beziehungsfelder zwischen Theologie und Sozialwissenschaften so auf Dauer nicht mehr geht. Das Nebeneinander wird sonst noch krasser. Es gibt davon jetzt schon zuviel.

Ich habe bislang häufiger von der wissenschaftstheoretischen Aufgabe gesprochen. In einem zweiten Hauptteil meines Referats möchte ich davon handeln, was es damit auf sich hat, was die Theologiegeschichte mit Wissenschaftstheorie zu tun hat. Soviel ist vielleicht schon deutlich geworden: wissenschaftstheoretisches Arbeiten hat es damit zu tun, Kriterien zu entwickeln, nach denen verschiedene Denksysteme miteinander zunächst wenigstens verglichen werden können. Wo liegen die tatsächlichen strukturellen Gemeinsamkeiten? Gibt es sie überhaupt? Gibt es - z.B. bei Theologie und Psychologie - tatsächliche Sinnparallelität (für Schelsky ist dies das Kriterium) oder nur vermeintliche? Unter welchen Bedingungen sind Aussagen aus zwei verschiedenen Denksystemen kompatibel? Das heißt: strenggenommen muß vor jedem Kommunikationsversuch zwischen zwei Wissenschaften - im Bewußtsein je unterschiedlicher Leitbegriffe, Erkenntniszusammenhänge, Normenpotentiale usw. - die Kompatibilität, die Vergleichbarkeit der Leitbegriffe geklärt werden; es muß geprüft werden, daß beide Erkenntniszusammenhänge, z.B. der theologische und ein humanwissenschaftlicher, de facto durch kategoriale Leitannahmen gesteuert werden, die ein einziger in sich logisch konsistenter Begriffszusammenhang (Herms) sind - oder nicht. Nur aufgrund dieser Prüfung lassen sich beispielsweise "Vereinbarkeit" oder "Unvereinbarkeit" oder auch nur relative Nähe oder Distanz zwischen zwei Wissenschaften behaupten. Geschieht diese Arbeit nicht, kommt es zu einer grassierenden Beliebigkeit z.B. bei der Methodenwahl. Die Akzeptanz oder Ablehnung aufgrund eigener Prämissen ist dann nur ideologisch, aber nicht sachlich begründet.

Theologie versteht sich als Wissenschaft; die den Theorien sozialer Arbeit zugrundeliegenden Konzepte verstehen sich als Wissenschaften. Theologie und Sozialarbeit, beide haben ihre Rationalität. Beide können Gegenstand wissenschaftstheoretischer Überlegungen sein. Geschieht auf Dauer diese Überlegung nicht, kann der Theologe nicht der Sozialarbeit gerechtwerden und der Sozialarbeiter nicht der Theologie.

Wie ist es mit dem Wissenschaftsverständnis der Theologie? Wie hat es sich entwickelt? Wie hat es sich SO entwickelt, daß wir die heutigen Probleme mit kirchlicher Sozialarbeit haben?

Das gab es einmal: daß Theologie und Natur- wie Humanwissenschaften ein gemeinsames Denkmodell zugrundelag - auf aristotelisch-thomistischer Basis. Bis heute tut sich daher die katholische Theologie etwas leichter mit unserem Problem, mit ihrem Natur-Übernatur-Schema, mit ihrer Naturrechtstheologie.

Im Protestantismus wurde ein anderer Weg beschritten. Aber auch dieser Weg lag noch im Feld eines allgemein akzeptierten Wissenschaftsverständnisses. Heutige Theologen müssen es sich einfach einmal vergegenwärtigen: bis ins 19. Jahrhundert hinein, von der altprotestantischen bis noch zur liberalen Theologie, verstand sich Theologie als "scientia practica", als eine praktische Wissenschaft, die es mit der ganzen Lebensgestaltung zu tun hatte.

Es versetzt uns heute in Staunen, wenn wir uns klar machen, daß zur Zeit der lutherischen Orthodoxie z.B. die Seelsorge analog ärztlicher Tätigkeit, also im Rahmen eines expliziten Wissenschaftsverständnisses, beschrieben werden konnte, etwa mithilfe von Begriffen wie "Diagnose" oder "Therapie" beschrieben werden konnte. Es gibt noch keinen Gegensatz zwischen "Methoden des Glaubens" und wissenschaftlich-analytischer Rationalität. Die Rationalität der Theologie stand nicht in Zweifel; sie legte ihr Selbstverständnis im Blick auf Praxis und Operationalität aus.

Kurz: der Theologie wie der Kirche ging es maßgeblich um die systematisch-theoretische und praktische Erfassung der ganzen Lebenswirklichkeit des ganzen Menschen - freilich immer im Horizont des Glaubens und selbstverständlich orientiert an bestimmten "fines", also Zielen und Grenzen, am Heil des Menschen und an Gott. Und wenn sich Theologie überhaupt von etwas abgrenzte, dann von spekulativen Pseudowissenschaften; dies alles im fraglosen Selbstverständnis einer lebensanalytischen und lebenspraktischen Wissenschaft. Wer diesen Sachverhalt detailliert nachlesen möchte, kann dies tun in der 1964 erschienenen Arbeit "Lutherische Dogmatik zwischen Reformation und Aufklärung" von Ratschow. Er wird dort Perspektiven finden, die einen wehmütig stimmen: Theologie - operationalisierbar, geistlich und diakonisch in einem, Spiritualität und Soziales ungetrennt, die ganze Lebenswirklichkeit deutend und sinnfüllend.

Es war dann die im 17. Jahrhundert einsetzende naturwissenschaftliche Rationalität, die die Berechtigung der lebensanalytischen und zugleich

lebensgestaltenden und umfassend therapeutischen Funktionen von Theologie und Kirche mehr und mehr in Frage stellte. Auf Dauer mit Erfolg. Dilthey beschreibt in seinen Gesammelten Schriften sehr anschaulich die Anfänge dieses Prozesses, an dessen Ende schließlich z.B. die Trennung von Geistes- und Naturwissenschaften stand, die Trennung von kirchlicher und weltlicher Wissenschaft, auch das Auseinanderfallen einer umfassenden Sinndimension alles Wirklichen in viele kleine Parzellen, die jeweils getrennt zum Gegenstand der wissenschaftlichen Durchdringung wurden.

Was war geschehen? Eine grundsätzlich andere Wissenschaftstheorie hatte ihren Siegeszug begonnen. Christian Walther hat das Neue einmal auf einen einfachen, plausiblen Nenner gebracht: der wissenschaftlichen Rationalität ging es um die "Vorrangstellung des Teils vor dem Ganzen"; sie nahm daher zwangsläufig Abstand von komplexen, ganzheitlich-zusammenhängenden Erklärungstheorien, von Lebens- und Wirklichkeitsdeutungen, die umfassend zu sein beanspruchten. Sinn nicht mehr als Komplexität, sondern Aufspaltung der Wirklichkeit in viele kleine in sich sinnhafte Teile. Nur noch in sich sinnhaft. Es begann der Prozeß der Zerteilung, der Zerstückelung, der Parzellierung der Wirklichkeit; und dieser Prozeß ist bis heute noch nicht abgeschlossen. Würfe man z.B. in der Medizin, meinte kürzlich D.von Oppen, auch alle Einzeldisziplinen und deren Ergebnisse zusammen, käme kein ganzer Mensch mehr zum Vorschein. Der ganze Mensch ging verloren in einer Wissenschaftstheorie, deren Grundprinzip die Ausdifferenzierung war. Dieser Parzellierungsprozeß lief natürlich nicht nur in den Humanwissenschaften ab, sondern analog auch in den Naturwissenschaften. Umfassende, ganzheitliche Sinnggebung wurde zunehmend unmöglich.

Wissenschaftlichkeit und Erkenntnis: das hatte nur noch mit dem Teil zu tun. Die fatalen Folgen dieses Ansatzes werden erst in der Gegenwart allmählich bewußt, etwa angesichts ökologischer Sackgassen - oder halt auch humanwissenschaftlicher: z.B. die psychologische Wissenschaft wird mit ihrer Ausdifferenzierungstendenz allmählich nicht mehr fertig - nach einer neueren amerikanischen Statistik gibt es augenblicklich rund viertausend Psychotherapien (einschl. Gruppentherapien), die einen jeweils anderen Teilaspekt der menschlichen Seele zum besonderen Gegenstand ihrer Bearbeitung machen.

Mit diesen Ausdifferenzierungsprozessen kamen die Spezialisierungsprozesse samt den Spezialisten. Das diakonische Feld mit seinen über hundert Fachverbänden und Rechtsträgern für alle möglichen spezialisierten Aufgaben ist ein Paradebeispiel für Ausdifferenzierungs- und Spezialisierungsprozesse. In der Hauptgeschäftsstelle des Diakonischen Werkes der EKD erlebe ich seit einigen Jahren die immer größer werdende Raumnot, weil immer neue Aufgabenfelder durch immer neue Spezialreferenten/-innen bearbeitet werden. Die Kirche hat mit ihren ebenfalls immer stärker ausdifferenzierten Spezialpfarrämtern und mit ihrer Diakonie vollen Anteil an diesem Prozeß, der gleichzeitig die Bedeutung der Kirche als sinngebenden Faktor drastisch eingeschränkt hat. Die Expansion schien die Verluste wettzumachen. Aber das täuschte. Die Verluste führten zu einem epochalen Bedeutungsverlust von Theologie und Kirche. Und wie bei allen Ausdifferenzierungsprozessen und Spezialisierungsentwicklungen, so traten auch innerhalb und außerhalb der Kirche Wahrnehmungs- und

Kommunikationsstörungen auf. Nicht nur nach außen wurde Verständigung schwerer (zugleich war ja das kommunikative Monopol abhanden gekommen), sondern auch nach innen: die Spezialisierung und Ausdifferenzierung in der Kirche macht eine Verständigung zwischen kirchlichen Mitarbeitergruppen schwer, z.T. fast unmöglich.

Die Kirche und ihre Sozialarbeit haben also vollen Anteil an jenen durch die rationalistische Wissenschaftstheorie heraufgeführten Entwicklungen, die natürlich auch sonst die ganze Gesellschaft überzogen haben. Und vor allem auch die kirchliche Sozialarbeit - wie soziale Arbeit überhaupt - partizipiert voll an denselben Widersprüchen, an denen viele Menschen heute erkranken, denen eine entfremdete Sozialarbeit dann wiederum zur Hilfe eilt. Das hat etwas von einem Teufelskreis.

Durch das empirische Material, das dann unter dem Titel "Wie stabil ist die Kirche?" veröffentlicht wurde, zog sich ein Hilfeschrei, zog sich eine fast sehnsüchtige Erwartung zahlloser Kirchenmitglieder an ihre Kirche durch: die Kirche und ihre Repräsentanten, so wird erwartet, sollen die "Verklammerung" (Dahm) divergierender Wertvorstellungen und Sinnparzellen leisten; der Mensch hofft, seine Entfremdung und seine Verlorenheit in einer in viele Teilsysteme zerstückelten und daher des Sinnes verlustigegangenen Wirklichkeit, in der zwar alles richtig ist, aber nichts stimmt, mithilfe der Kirche zu bewältigen und zu überwinden. Kirchliche Mitarbeiterschaften sollen - und sei es nur in Resten - Ganzheit repräsentieren, in ihrer Person sollen vor allem Pfarrer/-innen zusammenbekommen, was sonst an Sinnparzellen frei flottiert, sollen die Einheit der Lebenswirklichkeit "darstellen".

Nun bin ich viel zu schnell in der Gegenwart gelandet. Ich wollte an sich skizzieren, wie sich die Theologie gegenüber der seinerzeit neuen Wissenschaftstheorie einstellte.

Kurz gesagt: sie paßte sich an, ließ sich in den Prozeß der Parzellierung von Wirklichkeit hineinziehen. Nach anfänglich heftiger und dann mehr und mehr nachlassender Gegenwehr ließ sich die Theologie samt ihrem Menschen- und Wirklichkeitsverständnis im Chor der Wissenschaften eine nur noch innerkirchliche Stimme zuweisen. Ihre Berechtigung zu einer allgemein lebensanalytischen und therapeutischen Aufgabe wurde immer stärker zurückgenommen, und damit stellte sie selbst zunehmend ihre umfassende, ihre "gesamtgesellschaftliche" Relevanz in Frage. Chr. Walther beschrieb kürzlich, wie die Theologie aufgrund dieser teils aufgezwungenen, teils selbstaufgelegten Entwicklung Stück um Stück entfunktionalisiert und desozialisiert wurde.

In der Theologiegeschichte wurde aus dieser Not gelegentlich eine Tugend gemacht: aus der Not der Einschränkung des wissenschaftlichen Selbstverständnisses der Theologie erwuchs schließlich - und dies am pointiertesten in der Dialektischen Theologie - die Auffassung, die Theologie müsse eigentlich zwangsläufig aus dem Rahmen eines allgemeinen Wissenschaftsbegriffs herausfallen, sie habe im System der Wissenschaften eine

exklusive und autonome Sonderstellung inne. Die Ausgrenzung bzw. Eingrenzung der Zuständigkeit - je nach Betrachtungsort - wurde zum Positivum; Theologie war keine scientia practica mehr, sondern "kirchliche Wissenschaft", nur-noch-kirchliche Wissenschaft. Die Reduktion auf ein vergleichsweise segmentäres Wirklichkeitsverständnis und Zuständigkeitsverständnis der Theologie war vollzogen.

Dieses Angepaßtwerden und Selbstanpassen der Theologie an die wissenschaftshistorische Entwicklung führte einen ambivalenten Zustand herauf, der bis heute nicht befriedigend aufgearbeitet ist und der auch die Ursache für einige der Probleme sein dürfte, die in der Studie "Sozialarbeit im Kirchenkreis" angesprochen sind. Auf der einen Seite war Theologie zunehmend exklusiv geworden, also selbst ein auf Parzellen der Wirklichkeit beschränktes Phänomen; andererseits blieb die Kirche wie eh und je strukturell und interaktional immer mit dem jeweiligen Gesellschafts- und Sozialgefüge eng verbunden. Mehr und mehr ließ sich daher die kirchliche Sozialpraxis nicht mehr konsequent durch theologische Theorie und Praxis abdecken. Wo Kirche ihre umfassende Zuständigkeit für die ganze Lebenswirklichkeit auf den einen Bereich einschränkte und sie andererseits durch ihre ausdifferenzierte Sozialarbeit doch wieder ins Spiel bringt, muß es zu Widersprüchlichkeiten und Konflikten kommen.

Wie gesagt, auszutragen haben es meist die Leute an der Basis. Und wie ebenfalls schon gesagt: Hilfen durch praktische Theologie haben sie bislang kaum zu erwarten; die praktische Theologie ist ihrer Selbstbeschränkung und Spezialisierung auf das Eigentlich-Pastorale weitestgehend treu geblieben.

Vielleicht ist deutlich geworden, inwiefern die wissenschaftstheoretische Reflexion etwas mit dem Problem Sozialarbeit in der Kirche zu tun hat. Daß es heute überhaupt notwendig ist, Sozialarbeit als eigenständiges Betätigungsfeld im Raum der Kirche zu haben, hat mit der Entfunktionalisierung und Desozialisierung der Theologie zu tun, die diese Arbeit nicht mehr wahrnehmen kann. Entfunktionalisierung und Desozialisierung der Theologie im Gefolge veränderter Wissenschafts- und Wirklichkeitstheorie hat ferner zu tun mit den großen, für unsere Gegenwart bestimmenden Prozessen wie Spezialisierung aller Wirklichkeitsbereiche oder wie veränderte Kommunikationsmuster. Auch ein dritter Prozeß, der Säkularisierungsprozeß, gehört in dieses Prozeßsyndrom. Säkularisiert ist ein gesellschaftlicher Teilbereich, wenn dieser nicht mehr von übergeordneten, komplexen, d.h., umfassend-sinnstiftenden religiösen Grundmustern gedeutet, geleitet oder gerechtfertigt wird. Säkularisierte Bereiche rechtfertigen sich aus ihrer internen Sachlogik oder auch aus ihrer Effektivität. Es entstehen z.B. technokratische oder zweckrationale "Eigengesetzlichkeiten". Ich glaube, es wird deutlich, inwiefern auch Säkularisation und Wirklichkeitsparzellierung in einen Wirkungszusammenhang gehören.

Und hier tut sich ein weiterer Widerspruch auf. Einerseits bedeutet Säkularisation die Infragestellung von Kirche; andererseits hat die Kirche säkulare Wissenschaften "in den Dienst genommen" - bzw. glaubte, dies tun zu können.

Über das Illusionäre dieses Vorgehens habe ich mich schon geäußert. Soziale Arbeit folgt weithin ihren Eigengesetzlichkeiten; die den Theorien sozialer Arbeit zugrundeliegenden humanwissenschaftlichen Ansätze sind säkular.

Den hieraus resultierenden Problemen begegnet die Kirche gern mit personalisierenden Argumenten: es komme letztlich darauf an, daß es Christen seien mit christlichen Überzeugungen, die mithilfe ihrer säkularen Methoden in der Kirche arbeiten.

Damit ist das grundsätzliche Problem der sachgerechten Zuordnung von Kirche und Sozialarbeit freilich umgangen. Das Verfahren ist nicht ganz fair: es verlagert die Verantwortung zu sehr auf die einzelne Privatperson, delegiert das Problem an das Gewissen des einzelnen. Daß dies eine Überforderung ist, beweisen die immer wiederkehrenden Fragen von Sozialarbeitern/-innen nach ihrem kirchlichen Stellenwert: Was sollen und können wir spezifisch Christliches in die Sozialarbeit einbringen? Wo soll in unserer Arbeit eigentlich das besondere Etwas christlicher Sozialarbeit zum Vorschein kommen? Bin ich nur dann ein guter Kirchenkreis-Sozialarbeiter, wenn ich geistliche Dienste, z.B. Lektorendienste, wahrnehme? Gibt es überhaupt christliche Sozialarbeit? Oder gibt es nur christliche Sozialarbeiter und -arbeiterinnen?

Die ungelöste wissenschaftstheoretische Zuordnungsfrage von Prinzipien sozialer Arbeit und Prinzipien der kirchlichen Aufgabenstellung stürzen Sozialarbeiter/-innen in Identitätsfragen und -krisen.

Ich meine schon, daß nach einem weiterführenden Weg gefragt werden müßte.

Ich greife daher noch einmal die Frage nach kompatiblen Strukturen in zwei verschiedenen Wissenschafts- bzw. Denksystemen auf. Wo liegen die Entsprechungsstrukturen, wo ist Sinnparallelität gegeben z.B. zwischen biblischem Menschenverständnis und Menschenbildern in säkularen sozialen Modellen? Wann hat soziale Arbeit eine Affinität zum kirchlichen Auftrag?

Einige Aspekte der Kompatibilität von theologischem und sozialwissenschaftlichem Menschenverständnis möchte ich im folgenden nennen. Es handelt sich dabei um einen vergleichenden wissenschaftstheoretischen Versuch. Die Tatsache des Versuchsstadiums möchte ich ausdrücklich betonen; es gibt zu dieser Frage noch keine Literatur. Aber man sollte halt einmal damit beginnen. Ich unterscheide grundsätzliche und speziell methodische Kriterien.

a) Soziale Arbeit der Kirche ist grundsätzlich analytisch-problemlösungsorientiert. Begründung: Zu Jesu Zeiten standen zwei Grundhaltungen gegenüber den Bedrängnissen der Zeit unvermittelt nebeneinander: Resignation und der Glaube an Gewaltlösungen. Resignation, Isolation, Weltflucht: z.B. bei den Qumranleuten; Gewaltpräferenz: z.B. bei den Zeloten. Das christliche "Kriterium" ergibt sich daraus, daß Jesus kommt, nicht, um den Knoten zu zerhauen, sondern um ihn aufzulösen. Darin liegt die Absage an sowohl eine messianische als auch esoterische Ideologie. Jesu Befreiungshandeln ist im wesentlichen Lösung, Auflösung eines Konflikts, hat also gleichsam analytische Züge - bis hin zu einem letzten Auflösen, dem Lösen der Fesseln des Todes: "Löset die Binden und laßt ihn

gehen", sagt er über Lazarus (Joh 11,44).

b) Die Hilfebedürftigkeit vieler darf kein negatives Menschenbild der Sozialarbeit setzen. Sozialarbeit soll mißglückte Existenz weder anthropologisch noch soziologisch generalisieren.

Begründung: Jesus kommt zu den Kranken (Matth 9,12). Damit wird er beiden gerecht, Kranken wie Gesunden, also auch denen, die noch identisch zu leben vermochten. Jesus kann manchen Menschen - "Du bist nicht weit entfernt vom Reiche Gottes" (Mark 12,34) - eine Nähe zum Reich Gottes zuerkennen: er unterstellt solchen Menschen nicht, sie seien sich ihres Elends nur nicht bewußt (so argumentieren Ideologen).

c) Gegenüber den Wirkkräften in der Gesellschaft ist der Sozialarbeit Effizienzprüfung geboten, um gegenüber diesen Einwirkungen nicht unkritisch zu verallgemeinern. Wichtigstes Kriterium dieser Prüfung ist die Beachtung der Mehrdimensionalität des Menschen.

Begründung: Jesu Zuwendung geschieht vom tatsächlichen Leidensdruck einzelner Menschen aus. Diese Begegnungsebene zeigt die Defizite jener Kräfte und Normen auf, die das Leben der Gemeinschaft bestimmen: Tradition, Gesetz, also Faktoren, die Jesus grundsätzlich bejaht. Er zeigt lediglich auf, daß diese Faktoren niemals alle individuellen Lebenssituationen eines Menschen umgreifen und abdecken können. Der Mensch, so zeigt er, übersteigt auch die von Religion und Staat angebotenen Möglichkeiten der Heilung.

d) Sozialarbeit der Kirche ist ganzheitlich orientiert; sie versteht den Menschen als organisch-materiales, als denkendes, fühlendes, glaubendes und soziales Wesen. Entsprechend ganzheitlich ist das Hilfehandeln strukturiert.

Begründung: Jesu Menschenverständnis ist ganzheitlich; er kennt - wie schon das Alte Testament - eine Körpersprache der Seele und die ständige Gegenwart des Seelischen im Fleische. Wenn er, was häufig überliefert wird, das Herz des Menschen anspricht, dann ist damit nicht nur das Organ, auch nicht nur der Sitz von Gefühlen, auch nicht allein das Empfangs- und Wirkungszentrum des Geistes (dies alles wohl auch!) gemeint, sondern die Gesamt- und Grunddisposition des Menschen; das Herz ist dann soz. die Ebene, auf der durchgespielt wird, was den Menschen als Ganzheit bestimmt. So kommt es weder zu einer Unterschätzung des Leibes noch zur Überschätzung der Seele (wie in vielen zeitgenössischen Theorien) noch zur Isolierung der spirituellen Dimension.

Die Verhaltensweisen im Helfen, die Jesus erwartet, sind dementsprechend komplex, z.B. Barmherzigkeit: sie wird nicht wie in einem abgeflachten Verständnis als Gefühlsregung verstanden (wenn das Gefühlsmoment auch sicher mitschwingt), sondern ergreift den ganzen Menschen, geht ihm in die Glieder und ans Herz und wird zum Handeln, ja, die Barmherzigkeit löst - wie im Gleichnis vom barmherzigen Samariter - eine ganze Kette von Hilfeleistungen aus, wird zur planvollen, d.h., rationalen Diakonie, zur christlichen sozialen Arbeit.

e) Um Menschen zu ihrer Identität gerade auch im Hilfehandeln zu verhelfen, bedarf es identischer Sozialarbeiter. Vom kirchlichen Helfer ist ein doppelter Kontrollprozeß gefordert: die Überprüfung der Relation zwischen eigenem Sein und Tun, das Fragen nach der Identität (z.B. durch Selbsterfahrung); und: die Rechenschaft über das Woher und das Woraufhin des Hilfehandelns, auch: über Grundlagen und Zielvorstellungen der dem Handeln zugrundeliegenden Theorien und Anthropologien (säkulare Methoden z.B. sind zu prüfen, gehören aber durchaus grundsätzlich zu den biblisch geforderten planvollen, rationalen Handlungsprozessen; lediglich die Stimmigkeit, die Kompatibilität, einer Methode ist Kontrollgegenstand: paßt das einer Methode zugrundeliegende z.B. materialistische usw. Menschenbild eigentlich zu einem ganzheitlichen Hilfemodell? Derlei Kontrollprozesse können dem Hilfehandeln vorausgehen oder folgen, können auch im Vollzug selbst statthaben (auch im Neuen Testament ist es so, daß sich die Wahrheit einer Annahme erst im Vollzug erweisen kann); d.h., Hilfe- und Lernprozesse können in einem geschehen.

Begründung: Jesus benennt das Woher und das Woraufhin menschlicher Ganzheit und menschlicher Zuwendung (Ganzheitlichkeitsvorstellungen müssen ja nicht eo ipso christlich sein). Woher wie Woraufhin des vom ganzen Menschen geforderten Verhaltens können in der Jesustradition in einem Zusammenhang ausgesagt werden: "Seid barmherzig, wie euer Vater barmherzig ist" (Luk 6,36). Der Menschen - als Ebenbild Gottes - soll seinem Ursprung entsprechend sein, und sein Tun soll mit seinem Sein identisch sein. Der Sozialarbeiter - als Ebenbild Gottes - begegnet dem Hilfebedürftigen, der auch Ebenbild Gottes ist. Darin ist Solidarität begründet.

f) Sozialarbeit steht im Spannungsfeld und wirkt im Spannungsfeld zwischen "gesellschaftsfähigen" und persönlich tragfähigen Problemlösungen.
Begründung: Wenn sich Jesus eines Konflikts annimmt, geht er den Weg vom Konkreten zum Allgemeinen, vom Subjektiven zum Objektiven. Jesus kritisiert Zustände, und zwar ausschließlich solche, die durch das Leiden vieler einzelner ohnehin bereits grundsätzlich fragwürdig geworden sind. Insofern hat Jesus eine umfassende soziale Schau von Kranksein, die jedoch nicht abtrennbar ist vom konkreten Menschen, die sich nicht verselbständigt. Alle lebensbezogene Tradition bejaht er nämlich. Daher das dem Konservativen zu riskante und dem Radikalen zu inkonsequente Ineinander von Bejahung und Ablehnung der Tradition, des Gesetzes, der Rituale. Kriterium ist: sie haben für den Menschen da zu sein, müssen dem Menschen gut sein. Sind sie es nicht, stehen sie dem Menschen im Weg - bei seiner Gottsuche ebenso wie bei seiner Selbstfindung. Der von Jesus gesehene individuelle Leidensdruck wird so zum entscheidenden Kriterium für Sinn oder Unsinn einer sozialen Norm oder Institution. Die Norm soll sowohl persönlich tragfähig wie auch allgemeiner verbindlich, also gesellschaftsfähig, sein können.

Angesichts der unvergleichlich stärkeren Ausdifferenzierung unserer Wirklichkeit in zahllose gesellschaftliche Systeme und Subsysteme mit jeweils eigenen Normen, relativ autonomen Denk- und Handlungsmustern, ist die Analyse sozialen Leidens,

die, biblisch gesehen, unerlässlich und ein erstes Stück Therapie ist, ungleich diffiziler. Vor allem zwei bereits genannte Überlegungen sind unabdingbar: Sozialarbeit selbst hat Teil an den Widersprüchen einer sich ausdifferenzierenden und spezialisierenden Gesellschaftsentwicklung, bildet selbst ein System mit relativ autonomen Regeln - mit all den spezifischen Gefährdungen durch diese Situation: Institutionalisierung, Verselbständigung (z.B. Entfremdung vom Wertesystem des Trägers) und Selbstzwecktendenzen (z.B. Klientelisierung). Sozialarbeit heute muß erkennen, daß sie ein selbst teil-entfremdetes System ist oder doch zu werden droht. Diesen Tendenzen muß sie von ihrer kirchlichen Aufgabenstellung her entgegenarbeiten. Sie muß es auch von sich aus tun, auch wenn Kirche und Theologie das Problem noch nicht erkannt haben, auch wenn sie dabei quantitative Einbußen erleiden sollte.

Die zweite Beobachtung, ebenfalls schon kurz angesprochen: Menschen leiden heute ebenso wie an den Strukturen im einzelnen auch an der Unstimmigkeit zwischen den Systemen, an der Systemkomplexität, an der Tatsache, daß das, was in einem Lebensbereich gilt, für einen anderen, ebenso maßgeblichen Lebensbereich völlig unmaßgeblich sein kann.

Will man angesichts dieser Prozesse christliche Sozialarbeit betreiben, ergibt sich zum einen die Forderung nach Systembeobachtung und -kritik, und zwar auch in Gestalt von Selbst- und Strukturkritik (denn Sozialarbeit hat strukturell Teil an dem an den Strukturen zu Kritisierenden); zum andern die Forderung nach Verklammerung auseinanderstrebender Wirklichkeitsbereiche und Wertfelder: der Sozialarbeiter sollte - wie auf andere Weise der Pfarrer - versuchen, personell wie institutionell die tatsächliche, wenn auch durch Entfremdung gefährdete Einheit der Lebenswirklichkeit tendenziell oder wenigstens in Resten zu repräsentieren. Das ist ein Stück seiner Identität und verhilft anderen zur Identität.

g) Weitere Kriterien für kirchliche Sozialarbeit: Zur Zuwendung zum Kranken gehört zugleich das Bemühen, Belastungs- und Entlastungsmechanismen zu korrigieren. Hierfür ist immense Sorgfalt und Behutsamkeit aufzuwenden, weil beim Mißglücken dieses Versuches die Entfremdung zwischen Gesunden und Kranken vertieft werden kann. Schon von daher - wie natürlich auch von der Sache her - muß das integrative und resozialisierende und sozialisierende Interesse unmißverständlich erkennbar sein.

Begründung: Jesus kann - im Gegensatz zu den Institutionen des Judentums - dem Menschen seine Verhaltensstörungen nicht moralisch anlasten. Er zeigt vielmehr auf, daß diese Störungen angesichts der vorhandenen Reglementierungspotentiale unumgänglich sind (Vgl. Joh 9). Das Herauslösen des Menschen aus bestimmten Deutungsmustern, aus ihrem bisherigen "Bezugssystem" hat nichts zu tun mit evtl. noch weitergehender Entfremdung des Menschen. Vielmehr bedeutet sein Handeln faktisch Integration (er gibt Geheilte an ihre Familien zurück oder schickt sie in den Tempel), er integriert sie in soziale Institutionen zurück; sein Handeln bedeutet ferner Resozialisation, indem er überhaupt ihre Vollmenschlichkeit, die ihnen abgesprochen war, proklamiert; und sein Handeln bedeutet Sozialisation: er redet von neuen Anfängen und setzt neue

Anfänge (vgl. sein Reden vom Wiedergeborenwerden).

Erschwerend ist heute, daß Sozialisationsräume z.T. erst wieder hergestellt werden müssen, Bedingungen, in die hinein Menschen integriert werden können; Sozialarbeit hat von daher z.B. darauf einzuwirken, daß es in der christlichen Gemeinde annehmendere Strukturen gibt. Die Intentionen Jesu, als Kriterien genommen, würden bedeuten: Sozialarbeit hat vor allem auch die sozialen Institutionen Familie und Kirche dafür zu bearbeiten, ja, selbst ein Stück zu resozialisieren.

Soviel zu den grundsätzlichen Kriterien der Kompatibilität von theologischen und sozialarbeiterischen Denk- und Handlungsmodellen. Zur Frage der methodischen Kompatibilität wäre noch einiges zu sagen. Es ginge dabei um die Frage: welche humanwissenschaftlichen, säkularen Modelle berühren sich mit theologischem Menschenverständnis? Das impliziert freilich auch, daß es sicher Methoden usw. gibt, die für die kirchliche Praxis eigentlich untauglich sind.

1. Gott ist der Existenzgrund der Welt; die Welt und alles darin ist von daher sinnhaft, qualifiziert, werthaft. Die Anerkennung dieses Schöpfungsglaubens ist m.E. fundamental.

Auf der Ebene der wissenschaftstheoretischen Argumentation hieße dies: diejenigen Stränge soziologischer, psychologischer usw. Theoriebildung sind mit Theologie kompatibel, in deren Kategoriensystem der Sinnbegriff (oder ein äquivalentes Wertverständnis) eine ähnlich zentrale Stellung einnimmt.

(Ich denke dabei etwa an die Auseinandersetzung Hans-Jürgen Walters, des bedeutenden Gruppendynamik-Theoretikers und -Praktikers und Herausgebers der Zeitschrift Gruppendynamik, mit anderen Gruppendynamikern und Psychologen um die Bedeutung der Werthaltung; entgegen anderen Positionen glaubt er: es gibt keine wertfreie psychologische Forschung, es sollte sie auch nicht geben; er schreibt: die "Werthaltungen ergeben sich keineswegs zwangsläufig aus psychologischem Forschen, so wenig wie sich aus physikalischer Forschung zwingend ableiten läßt, daß es wertvoll ist, zum Mond zu fliegen. Weil die Werthaltungen eines Wissenschaftlers in der Auswahl seines Forschungsbereiches, seiner Forschungsmethoden und in der unmittelbaren, in der Begegnung damit unvermeidlichen Beeinflussung seines Forschungsgegenstandes für die Ergebnisse wissenschaftlichen Denkens und Handelns in Forschungs- und Anwendungspraxis von höchster Bedeutung sind, sie weitgehend sogar bestimmen können, beginnt wissenschaftliches Arbeiten, das nicht blindem Dahinwursteln zum Verwechseln ähnlich sieht, mit der Offenlegung der allem Forschen vorausgehenden Wertentscheidung." - Diese Anerkennung macht den Walterschen Gruppendynamik-Ansatz eher kompatibel mit theologischen Kategorien als andere Ansätze, die z.B. Wertneutralität o.ä. behaupten. Entsprechendes gilt für andere Theorien aus dem Bereich sozialer Wissenschaften.)

2. Das Geschaffene präsentiert sich nach theologischem Verständnis von Anfang an unter zwei Gesichtspunkten:

> weil durch Gottes Tat existierend, ist alles Geschaffene, so auch der Mensch, dem letzten Zugriff des Menschen entzogen, vorenthalten;

> andererseits existiert alles Geschaffene als empirisches Phänomen, welches als solches durch den Menschen verantwortlich verwaltet werden kann und theoretisch wie praktisch bestimmbar ist (vgl. Gen 2,15ff).

Das heißt: theologisch kompatibel sind diejenigen Stränge humanwissenschaftlicher Theoriebildung, in denen diese Spannung erkannt und durchgehalten wird, die Spannung zwischen empirischer Plastizität und Berechenbarkeit des Menschen einerseits und letztlich Unvereinnahmbarkeit, Unverfügbarkeit des Menschen andererseits. Inkompatibel sind Theorien und Methoden, die von der totalen Autonomie und Freiheit des Menschen ausgehen - oder von seiner grundsätzlichen Unfreiheit, Determiniertheit.

3. Angesichts der Struktur neutestamentlicher Reich-Gottes-.Aussagen (die ja nie ohne anthropologische Anteile sind) - es gibt präsentische neben futurischer Eschatologie und eine "Ebene dazwischen", in der Künftiges und Gegenwärtiges verschmelzen ("Die Stunde kommt und ist schon jetzt..." u.ä.) - sind solche Theorien und Methoden sozialer Arbeit theologisch kompatibel, die traditionelle Orientierungen mit Zukunftsentwürfen verbinden.

4. Und theologisch kompatibel sind alle jene Theoriestränge, die den Menschen grundsätzlich als Ganzheit im Blick haben, als leib-seelisches und glaubensfähiges Wesen, die die tatsächliche Komplexität des Menschen und der Wirklichkeit in Rechnung stellen, ihn nicht der vorgeblichen Eigengesetzlichkeit biologischer oder z.B. ökonomischer usw. "Gesetze" unterworfen sehen.

SOZIALARBEIT IN DER DIAKONIE (I):

Grundlagen, Ansätze und Probleme der Sozialarbeit

(für das Diakonische Werk in Hessen und Nassau/Mitarbeiter-Fortbildung, 1981/82)

Sozialarbeiter/-innen haben seit einigen Jahren - wie auch in anderen gesellschaftlichen Bereichen - in der Diakonie besonders breit gefächerte Einsatzfelder gefunden: sie sind vor allem in Beratungs- und Betreuungsdiensten, in Erziehungs-, Bildungs- und Entwicklungsdiensten tätig, sind mit Planungs-, Organisations-, Verwaltungs- und Öffentlichkeitsarbeiten betraut; sie arbeiten in

den Bereichen der offenen, halboffenen und stationären Hilfen.

Besonders augenfällig ist ihre Präsenz als Kirchenkreis- bzw. Kirchenbezirks- bzw. Dekanatssozialarbeiter/-innen in den rund 500 Außenstellen (meist mit mehreren Sozialarbeitern besetzt) der Landesverbände.

Diese Stellen haben ihre Vorläufer in den sog. Gemeindediensten für Innere Mission (Kreis-, Synodal- oder Dekanatsstellen) und in den Hilfswerk-Büros, die nach dem 2. Weltkrieg auf Kreisebene entstanden. Durch diese Entwicklungen "erhielt die Region eine eigene diakonische Bedeutung neben den stationären Einrichtungen"(A 1).

Diese Regionalisierung ist insofern sinnvoll, als viele der neuzeitlichen sozialen Aufgaben weniger lokale als vielmehr regionale Probleme sind; was angesichts regional auftretender Probleme sozialarbeiterisch an Interventionen geleistet werden muß, ist meist von den Gemeinden allein nicht zusätzlich zu leisten. Regionalisierte Sozialarbeit ist zudem katalysatorisch notwendig, weil parochiale und regionale kirchliche und andere Sozialeinrichtungen im allgemeinen ungleichgewichtig gewachsen sind: es gibt qualitative und quantitative Ungleichgewichtigkeiten; die quantitative betrifft das Problem der lokalen und regionalen Über- und Unterversorgung; die qualitative meint: "Während Einrichtungen für Kinder, ältere Menschen und pflegerische Dienste relativ gut aufgebaut sind, fehlen sie weitgehend in der Gefährdetenhilfe, Jugendhilfe, Familienbildung und Beratung" (A 2).

Regionalisierte Sozialarbeit ist insofern Kompensation der Mängel bzw. institutionelle Reaktion auf die Mängel des ungleichgewichtig gewachsenen Sozialsystems.

Arbeitsschwerpunkte der Kirchenbezirkssozialarbeit sind die Kinder- und Jugendhilfe (Vormundschaften, Pflegschaften, Erziehungsbeistandsschaften für Kinder aus gestörten Familien, für Halb- und Vollwaisen: ihnen wird Beratung bzw. pädagogische Begleitung angeboten, gruppenpädagogische Arbeit mit verhaltensgestörten Kindern in Form von Gruppentherapie, Spieltherapie, Sonderfreizeiten; Wohngemeinschaften für aus der Heimerziehung entlassene Jugendliche; Vermittlung von Pflegestellen und Adoptionseletern usw.); die Familienhilfe (Familienberatung und -therapie), die Hilfe für Frauen in Konfliktsituationen (Schwangerschaftskonfliktberatung, Vermittlung von Plätzen in Mutter-und-Kind-Heimen, Wohngemeinschaften usw.), die Altenhilfe (Altenberatung, z.T. sind Altentagesstätten bzw. -clubs in den Räumen von diakonischen Kirchenbezirksstellen angesiedelt: mit Angeboten von Gymnastik, für kreatives Gestalten usw.; Abholdienste, Essendienste -- "Essen auf Rädern" - , Besuchsdienste, Haushilfen, Wäschedienste usw.), die Gesundheitshilfe (Erholungsmaßnahmen für Kinder, Jugendliche, Mütter und Familien mit pädagogischer Begleitung; Sonderkuren und -freizeiten für Kinder und Erwachsene in besonderen Problemsituationen: z.B. mit Körper- oder Milieubehinderungen usw.), die Ausländerarbeit (Beratung - großteils durch ausländische Sozialberater -, Wohnungs- und Arbeitsstellenvermittlung, Sprach-

und Übersetzungshilfen, Schulaufgabenhilfen; in Gruppenarbeit Kommunikations- und Integrationshilfen; Organisation von kulturellen Veranstaltungen und Gottesdiensten für Ausländer; Vertretung vor Behörden, Beistand bei Mietwucher u.ä.), die Behindertenhilfe (Beratung von einzelnen und Gruppen; Initiieren von Patientenclubs u.ä. und Angehörigengruppen; Vermittlung geeigneter Schularten, von Arbeits- und Urlaubsplätzen usw.; Behindertenfreizeiten, Pflugschaften für geistig und psychisch Behinderte zur Sicherung ihrer persönlichen Rechte usw.), die Nichtseßhaftenhilfe (Beratung, Vermittlung von Unterkunft, Verpflegung, Kleidung, ärztlicher Versorgung, Angebote von Resozialisierungsmaßnahmen; Vermittlung von Wohnung und Arbeitsstelle usw.), die Obdachlosenhilfe (Beratung in sog. Sozialen Brennpunkten = Obdachlosensiedlungen; Gemeinwesenarbeit in diesen Siedlungen; pädagogische Begleitung von Kindern dieses Milieus; Behördenhilfen usw.), Hilfen für Spätaussiedler (Beratung und Eingliederungshilfen; Hilfe bei der Vermittlung von Wohnung und Arbeitsplatz; Abbau von Sprachbarrieren durch Vermittlung in Sprachförderkurse usw.), die Straftatlassenenhilfe, die Suchtkrankenhilfe (Information von Alkohol-, Medikamenten- und Drogenabhängigen bzw. -gefährdeten; Arbeit mit den Betroffenen selbst und in Angehörigengruppen; ambulante therapeutische Behandlung und Vermittlung in Fachkliniken u.ä.; Nachbehandlung nach Klinikaufenthalt; Hilfen zur Lösung sozialer Probleme; Durchführung von Informationsveranstaltungen in Gemeinden, Schulen usw.; A 3). Hinzu kommen Öffentlichkeitsarbeit bzw. Informationsarbeit (Pressekontakte, Informationsveranstaltungen in unterschiedlichen Gremien - Gemeindegruppen, politischen Gruppen, Schulklassen etc.), Innovationsaktivitäten (Anregung und Begleitung diakonischer Aktivitäten auf Gemeinde- und Kirchenkreisebene), Mitarbeit in kommunalen und regionalen Gremien (Vertretung des Diakonischen Werks gegenüber anderen Verbänden oder Behörden usw.).

Hier agieren also Sozialarbeiter/-innen an den institutionellen Nahtstellen zwischen den sozialen Systemen: "durch ihre beruflichen Kontakte schaffen sie Beziehungen zwischen dem System Kirche und verschiedenen anderen außerkirchlichen Systemen" (A 4). Eine Vielzahl der Fachreferenten und -referentinnen in Hauptgeschäftsstelle und Geschäftsstellen der Landesverbände sind Sozialarbeiter/-innen.

In einzelnen Landeskirchen existieren spezielle Dienstanweisungen o.ä. für Sozialarbeiter/-innen (A 5), in diakonischen Landesverbänden spezielle Berufsbilder für kirchliche Sozialarbeiter/-innen (A 6), Zusatzqualifizierungsmöglichkeiten für den gemeindepädagogischen Dienst (so in Hessen-Nassau); offizielle Landesverbandsberichte u.ä. thematisieren kirchliche Sozialarbeit und ihre Weiterentwicklung (A 7), in Rahmenkonzeptionen diakonischer Arbeit werden die Aufgabenbereiche kirchlicher Sozialarbeit umrissen.

Etwa 1/3 der Ausbildungsstätten für Sozialarbeit bzw. Sozialwesen (= Sozialarbeit und Sozialwesen als integrierte Studiengänge) befinden sich in kirchlicher

Trägerschaft; sie bilden auch rund ein Drittel aller Sozialwesen-Berufsanwärter/-innen aus, zusammen mit Religions- bzw. Gemeindepädagogen/-innen (A 8). Die ev. Fachhochschulen (z.B. Berlin, Darmstadt, Freiburg, Hamburg, Hannover, Ludwigshafen, Nürnberg, Reutlingen, Rheinland-Westfalen-Lippe, ein Fachhochschulstudiengang der Augustana-Gesamthochschule in Neuendettelsau; in den neuen Bundesländern z.B. Dresden, Moritzburg, Potsdam u.a.) setzen auf einer höheren Ausbildungsebene die traditionelle kirchliche Ausbildungsarbeit der ehemaligen Höheren Fachschulen für Sozialarbeit und Sozialpädagogik, der Seminare für Gemeindedienst, der Diakonenschulen und der Höheren Fachschulen für Katechetik fort: aufgrund des Hochschulrahmengesetzes von 1976 und einer Entschließung des Rates der EKD zur Errichtung kirchlicher Fachhochschulen von 1970 (der Rat der EKD bejaht darin, daß wachsende gesellschaftliche Notstände in der wissenschaftlich-technischen Welt immer höhere Anforderungen an die im Sozialbereich Tätigen stellen, und stellt fest: "Zur Weiterführung der Diakonie der Kirche und der evangelischen Sozialarbeit werden einige der bestehenden Höheren Fachschulen für Sozialarbeit und Sozialpädagogik als Fachhochschulen neu gegründet"; A 9).

Weil unter anderem die "Leitlinien zum Diakoniat" des DW (A 10) eine spezielle berufliche Befähigung fordern, suchen traditionelle diakonische Berufsbilder - wie z.B. der Diakon - häufig die Einbettung in eine zur staatlich anerkannten Qualifikation führende Ausbildung, konkret etwa in der zum Krankenpfleger, Erzieher, Heilerziehungspfleger, Beschäftigungs- und Arbeitstherapeut - oder eben in der zum Sozialarbeiter bzw. Sozialpädagogen. Bezeichnend für diese Situation sind Äußerungen wie diese: "Wenige Gliedkirchen der EKD stellen als Gemeindediakone auch Persönlichkeiten ein, welche die... Ausbildung mit doppelter Qualifikation (kirchl./staatl.) nicht haben, sondern nur eine kirchliche" (A 11).

Sozialarbeit hat sich innerhalb relativ weniger Jahre im diakonischen Raum etabliert. Ausschlaggebend für die kirchlich-diakonische Rezeption der Sozialarbeit war sicher vor allem der Anerkennungsdruck des Staates, die Tatsache, daß Sozialarbeit "Teil der Sozialpolitik" (A 12) ist, daß sie ihre Legitimation durch rechtlich definierte Anlässe (z.B. BSHG) erhält. Die Rezeption der Sozialarbeit liegt auf der von N.Luhmann beschriebenen Linie der Reaktion von Kirche und Diakonie auf (sozial-)staatliche Leistungserwartungen (A 13).

Grundformen und Methoden sozialer Arbeit

Nach der Unterbrechung der deutschen Sozialberufsentwicklung und der traditionellen Ausbildungsgänge (z.B. an den Ausbildungsstätten für Wohlfahrtspflege) durch das Hitler-Regime nahm die Konferenz der Wohlfahrtsschulen 1947 ihre Arbeit wieder auf. "Auf Grund des erheblichen Nachholbedarfs an sozialen und verhaltenswissenschaftlichen Kenntnissen wurden zunächst Ideen und Methoden des Social work relativ unreflektiert übernommen. Unter Vernachlässigung der gesellschaftlichen und sozialen Perspektive von Armut und Hilflosigkeit, jedoch ausgestattet mit einem der eigenen Tradition fremden

Methodenverständnis (Casework, Groupwork, Community Organization) begann ein neuer Versuch der Professionalisierung in der Bundesrepublik" (A 14). Die in den USA entwickelten Social-work-Methoden hatten im wesentlichen zum Ziel, "das Wohlbefinden der Einzelnen mit der Wohlfahrt der Gesellschaft, in der sie leben, in Einklang zu bringen" (A 15), aufgrund von vier optimistischen Prämissen, die unter anderem auch direkt mit dem amerikanischen Demokratieverständnis zu tun hatten (A 16):

> "die Überzeugung von dem immanenten Wert, der Integrität und der Würde des Individuums" (A 17),

> "die Überzeugung, daß der Einzelne, der in wirtschaftlicher, persönlicher und sozialer Notlage ist, das Recht hat, selbst zu bestimmen, welches seine Bedürfnisse sind und wie sie befriedigt werden sollen" (A 18),

> "der Glaube an gleiche Chancen für alle, begrenzt allein durch die angeborenen Fähigkeiten des Individuums" (A19),

> "die Überzeugung, daß die Rechte des Menschen auf Selbstachtung, Würde, Selbstbestimmung und gleiche Chancen in Beziehung stehen zu seiner sozialen Verantwortung sich selbst gegenüber, gegenüber seiner Familie und seiner Gesellschaft" (A 20).

Grundform Social Casework = Soziale Einzelhilfe

Nach einer frühen Definition von L.B. Swift (A 21) ist es Aufgabe der sozialen Einzelhilfe, dem einzelnen zur Entwicklung und zum Gebrauch seiner individuellen Fähigkeiten zu verhelfen, damit er sich mit den Problemen, mit denen er in seiner sozialen Umwelt konfrontiert wird, auseinandersetzen vermag. 1950 definierte S. Bowers (A 22), soziale Einzelhilfe sei jene "Kunst(fertigkeit)", in der humanwissenschaftliche Erkenntnisse und Fähigkeiten in der Handhabung von Beziehungen dazu benutzt würden, Fähigkeiten einzelner sowie Hilfsquellen in der Gemeinschaft zu mobilisieren - mit dem Ziel der besseren Anpassung eines Klienten an seine Umwelt. Nach diesen und ähnlichen Verständnissen von sozialer Einzelhilfe ist der Sozialarbeiter in diesem Anpassungsprozeß "das grundlegend helfende Instrument" (A 23), das nach drei Prinzipien arbeitet:

- nach dem Prinzip des Akzeptierens (A 24),

- nach dem Prinzip der Kommunikation ("Durch dieses Geben und Nehmen beginnt eine sich entwickelnde Klient-Sozialarbeiter-Beziehung", A 25),

- nach dem Prinzip der Individualisierung (= Verstehen der einzigartigen "Konstellation von Faktoren in der Belastungssituation jedes Klienten", A 26).

Zu diesen Funktionsprinzipien des helfenden Instruments Sozialarbeiter kommen in diesen und anderen Entwürfen von sozialer Einzelhilfe weitere allgemeine Grundsätze hinzu: der der aktiven Beteiligung des Klienten in seiner Behandlung,

der der Vertraulichkeit und der Selbstkontrolle des Sozialarbeiters (A 27). Daß eine der Wurzeln dieses Verständnisses von Sozialarbeit die psychotherapeutische Tradition ist, geht unter anderem daraus hervor, daß auch die Interpretationsaufgabe (Interpretation der Bedeutung bestimmter Verhaltensweisen) und die des Aufdeckens "vergessener" Ursachen des Klientenverhaltens (A 28) durch den Sozialarbeiter zu bewerkstelligen ist.

Grundform Social Group Work = Soziale Gruppenarbeit

"Der Gruppenarbeiter befähigt verschiedene Arten von Gruppen zu einer Funktionsweise, durch die die Wechselbeziehungen in der Gruppe und das Programm zur Entwicklung des Einzelnen und zur Erreichung wünschenswerter sozialer Ziele beitragen", definierte 1949 das Statement of Executive Board of the American Association of Group Workers (A 29). Ein Grundproblem sozialer Gruppenarbeit klingt hier schon an: "Wie verbindet man Individualismus mit der Sorge für eine ganze Gemeinschaft?" (A 30).

Die Antwort der Social Group Worker besteht darin, daß alles Geschehen in der Gruppe, alles Deuten und Behandeln dieses Geschehens, immer sowohl aus dem Gruppenprozeß als auch aus individueller Dynamik abgeleitet werden soll: es geht um die Beobachtung, Auswertung und Anwendung von Wechselwirkungen. Die Aufdeckung von Konflikten u.ä. wie auch die Behandlung geschehen durch den Gruppenprozeß selbst bzw. durch das Einbringen der Person des Sozialarbeiters in seinen Beziehungen zu den Gruppenmitgliedern. Auf diese Weise soll die Gruppe größere Unabhängigkeit und die Fähigkeit zur Selbsthilfe gewinnen: befähigt durch den Sozialarbeiter, der Einsichten weckt - freilich immer zweckbestimmte Beziehungen herstellt ("bewußte und gezielte Konzentration auf den Zweck, den die Träger-Institution verfolgt, und auf die Bedürfnisse der Gruppe", A 31). Die Funktionsprinzipien entsprechen denen der sozialen Einzelhilfe (Akzeptanz, Kommunikation, Individualisierung, A 32). Theoretische Grundlage ist ein Gruppenverständnis, das auf - ggfs. modifizierten - Interaktionstheorien beruht (A 33). Als besonders leistungsfähige Theorie zum Verständnis und zur Formulierung von Aufgaben des Interaktionsprozesses erwies sich der sozialpsychologische Ansatz von E.H. Erikson (A 34).

Grundform Social Community Organization = Soziale Gemeinwesenarbeit

Soziale Gemeinwesenarbeit ist ein methodisch in Gang zu bringender und zu begleitender Veränderungsprozeß innerhalb eines geographischen oder funktionalen Bereichs (z.B. Selbsthilfe-Initiativen in Neubau- oder Obdachlosensiedlungen, in Gemeinschaftshäusern u.ä.). Ziel dieses Prozesses ist es, eine immer größere Annäherung zwischen sozialen Bedürfnissen und Sozialen Diensten - so die frühen, auf den Bereich des Wohlfahrtswesens eingegrenzten Konzepte (vgl. die klassische Formulierung von A. Dunham, 1943: Soziale Gemeinwesenarbeit sei ein "Prozeß, der eine Abstimmung zwischen den Hilfsquellen der Sozialen Wohlfahrt und den sozialen Bedürfnissen innerhalb eines geographischen Gebietes oder eines speziellen Arbeitsgebietes herbeiführt und unterhält", A 35) - oder zwischen sozialen Bedürfnissen und sozialer Situation - so die weitergeführten politisch orientierten und agogischen, aktivierenden

Konzepte von Gemeinwesenarbeit (z.B. A. Seippel definiert aktivierende Gemeinwesenarbeit unter anderem als "Strategie antikapitalistischer Strukturreformen" bzw. als "Veränderungsstrategie kooperierender autonomer sozialistischer Gruppen", A 36) - herzustellen und zu erhalten, um so Benachteiligung aufzuheben.

Eine mittlere Position nimmt M.G. Ross (A 37) ein, wenn davon gehandelt wird, daß Gemeinwesenarbeit ein Prozeß sei, "durch den ein Gemeinwesen seine Bedürfnisse und Zielsetzungen herausfindet und formuliert, diese ordnet und nach Prioritäten einstuft, das Vertrauen und den Willen hervorbringt, an der Verwirklichung dieser Zielsetzung zu arbeiten, innere und äußere Hilfsquellen mobilisiert, um Bedürfnisse zu befriedigen, Aktionen dafür einleitet und dadurch die Haltungen der Kooperation und Zusammenarbeit im Gemeinwesen entwickelt, verstärkt und praktiziert."

Ross hebt ab auf "vermehrte Identifizierung mit dem Gemeinwesen", auf "erhöhtes Interesse und Teilhabe an den gemeinschaftlichen Angelegenheiten", auf "gemeinsame Wertvorstellungen und Möglichkeiten, sie zu verwirklichen" (A 38). Der Sozialarbeiter ist bei Ross "nicht Parteigänger einer Gruppe, eines Vorhabens oder einer Organisation" (A 39).

Die Annäherung zwischen Sozialarbeit und Sozialpädagogik

Trotz unterschiedlicher Traditionen (Sozialarbeit hat sich aus dem Berufsbild des früheren Wohlfahrtspflegers bzw. Fürsorgers, A 40, Sozialpädagogik aus dem ehemals reinen Frauenberuf Jugendleiterin u.ä. mit dem ursprünglich speziellen Arbeitsfeld Kindergarten bzw. Hort, A 41, entwickelt) werden Sozialarbeit und Sozialpädagogik wegen zunehmend erkannter und erwünschter Gemeinsamkeiten immer häufiger als integrierte Studiengänge an Ausbildungsstätten (vor allem: Fachhochschulen) für Sozialwesen angeboten. Wo sie noch als getrennte Disziplinen erscheinen, wird in der Sozialpädagogik ein stärkerer Akzent auf entwicklungspsychologische und -pädagogische Fragestellungen gelegt (A 42).

Definitionen von Sozialpädagogik in der gegenwärtigen Literatur folgen entweder dem gesonderten Verständnis - Sozialpädagogik als "Sozialisationshilfe, als ergänzende und unterstützende Erziehung im Bereich zwischen Familie und Schule vom Säugling bis zum Jugendlichen" (A 43) - oder dem weitverbreiteten integrierten - Sozialpädagogik als "Theorie spezieller Sozialisationshilfen ist die Wissenschaft von den Bewältigungsmöglichkeiten der Sozialerziehung und Sozialarbeit einschließlich der Jugend- ... und Sozialhilfe ... für die im Laufe der lebenslangen Sozialisation auftretenden Konflikte" (A 44) - . Unterschiedlich sind freilich weithin die Einsatzfelder: Sozialpädagogen/-innen arbeiten häufiger im stationären Bereich.

Schon 1966 argumentierte H. Pfaffenberger (A 45): "Die soziale und sozialpädagogische Arbeit muß... als einheitliches Funktionssystem gesellschaftlicher Hilfen gesehen und verstanden werden. Der Versuch, das sozialpädagogische Ganze aufzulösen durch Zergliederung in seine Elemente - das Soziale und das Pädagogische - , würde den Wesenskern der

Sozialpädagogik treffen und zerstören, der gerade in dieser Verbindung des Pädagogischen und des Sozialen, von Erziehung und Bildung, von Ermöglichung menschlicher Freiheit, Entfaltung und Selbstverwirklichung und ihren äußeren, auch materiellen Voraussetzungen und Bedingungen liegt."

Nach W. Bäuerle (A 46) rückten Sozialarbeit und Sozialpädagogik wegen des Anwachsens von Fachkompetenz und von politischem Bewußtsein zusammen; beide Disziplinen befinden sich demnach "auf dem Wege von einer reinen Erfahrungslehre zu einer angewandten Sozialwissenschaft." Gemeinsam seien Sozialarbeit und Sozialpädagogik:

> das Ziel, nämlich "die im Verlaufe des Sozialisationsprozesses sich vergrößernde Fähigkeit und die im Zuge der sozialen und demokratischen Entwicklung unseres Gemeinwesens sich erweiternde Möglichkeit des Individuums der Selbstbestimmung, der Eigenlenkung seines sozialen Verhaltens und der sozialen Beteiligung und Mitverantwortung an einer und für eine Gesellschaft und Umwelt, die den Lebens- und Entwicklungsbedingungen aller Menschen besser entsprechen" (A 47);

> die Vorstellungen über die Erreichung dieses Ziels: durch soziale Intervention, durch welche auf Zustände und Personen aktiv Einfluß genommen wird, durch Anstöße zu sozialem Lernen (A 48);

> das Problem des Verhältnisses zwischen interner und externer Verhaltenssteuerung, "wobei externe Verhaltenskontrolle nachrangigen Charakter hat, also nur dann und in dem Maße von Bedeutung sein kann, wenn und insoweit die eigene Verhaltenssteuerung noch nicht, nicht voll oder nicht mehr ausreicht. Dies 'ausreichen' zu definieren, ist ein Politikum" (A 49);

> das Problem der wünschenswerten Konformität: "Sozialarbeit und Sozialpädagogik als einseitiges Instrument zur besseren Anpassung der Menschen an die gegebenen Verhältnisse ist eine Gefahr für uns alle. Wer die genaue Gegenposition vertritt, ist kurzfristig" (A 50) , weil er den Klienten bei einseitiger Nonkonformitätsintervention ständig Konfliktbelastungen aussetze; vielmehr habe soziale Intervention (und die dadurch hervorgerufenen bzw. damit einhergehenden Prozesse sozialen Lernens) eine andere Abzielung: "mehr Fähigkeit und mehr reale Möglichkeit zur Selbstbestimmung, zur Eigenlenkung des Sozialverhaltens und zur realen Beteiligung und Mitverantwortung an einer und für eine Gesellschaft und Umwelt, die den Lebens- und Entwicklungsbedingungen aller Menschen besser gerecht wird, ist nur erreichbar, wenn es gelingt, bei der Zielgruppe (den Kindern, Jugendlichen, Erwachsenen) ein günstiges Verhältnis von Fähigkeiten zum friedlichen, kooperativen, angepaßten Verhalten und von Fähigkeiten zu mutigem Widerstand, zum Wagnis des Experiments, zur aktiven Teilhabe an Prozessen der Veränderung zu erreichen" (A 51).

Das Wissen um die Tatsache der Annäherung resp. Integration von Sozialarbeit und Sozialpädagogik bzw. um die diesbezügliche Argumentation, das Wissen auch um die im Annäherungs- bzw. Integrationsprozeß beider Disziplinen mit

ihrer unterschiedlichen Traditionen stattgehabten Erweiterungen des Ansatzes sowohl von Sozialarbeit als auch von Sozialpädagogik läßt die gegenwärtigen, unterschiedlichen Handlungsmodelle sozialer Intervention verständlicher werden: sie sind unterschiedlich in dem Maße, in dem sie z.B. Elemente der anderen Disziplin bzw. verschiedene Ansätze innerhalb der eigenen und der anderen Disziplin integriert haben.

Modelle sozialer Intervention und ihre theoretische und praktische Problematik

Entsprechend der o.g. Annäherung bzw. Integration sozialarbeiterischer und sozialpädagogischer Ansätze, entsprechend aber auch den unterschiedlichen Ausrichtungen in den für Sozialarbeit und Sozialpädagogik grundlegenden Humanwissenschaften (wie Soziologie, Psychologie, Sozialpsychologie, Pädagogik, Medizin, aber auch: Recht, Verwaltungslehre, Organisationstheorie), haben sich verschiedene Formen sozialer Intervention mit jeweils unterschiedlichen Planungs- und Handlungsschritten entwickelt:

> Sozialarbeit/-pädagogik als Hilfe zur Resozialisierung

"Klassischer" Verlauf: Anamnese (Beobachtung und Registrierung abweichenden Verhaltens des Klienten - psychosoziale Diagnose (allgemeine und individuell-biographische Ursachen des abweichenden Verhaltens) - Aufstellen und Durchführen eines Behandlungsplanes (Definition des Resozialisierungszieles, Planung der Methode, der Teilziele, des Personal-, Mittel- und Zeiteinsatzes) - Sozialtherapie (Hilfen und Interventionen; auch Arbeit mit und Vermittlung an Institutionen) (A 52).

> Sozialarbeit/-pädagogik als eine Art "kleine Psychotherapie"

Methodischer Ablauf: Anamnese (Beobachtung, Registrierung neurotischer u.ä. Symptomatik) - Analyse der krankmachenden Ursache(n) - Bewußtmachen der innerpsychischen Zusammenhänge - Soziales Training o.ä. (A 53).

> Sozialarbeit/-pädagogik als Vermittlung von Lernprozessen

Methodischer Ablauf: Beobachtung unbefriedigter Grundbedürfnisse - Diagnose (Feststellung des Lernstandes, der Lernfähigkeit und des Lernstils des Klienten) - methodisch-didaktische Planung - Lernarrangements (Schaffung von lerngünstigen Situationen, von Lernanreizen; aktive Stützung von Lernprozessen) (A 54).

> Sozialarbeit/-pädagogik als angewandte Handlungsstrategie (Agogik)

Methodischer Ablauf z.B.: Abklären und Entwickeln des Bedürfnisses nach Veränderung - Zielsetzung - Erstellung einer sozialen Diagnose - Strategiefestlegung - Einführen der angestrebten Veränderungen - "Verallgemeinerung" und Stabilisierung (A 55).

> Sozialarbeit/-pädagogik als politische soziale Aktion

Stationen z.B.: Feststellung von Defiziten usw. - Analyse der soziologischen, ökonomischen, politischen usw. Ursachen u. Zusammenhänge -

Strategieentwicklung - Aktion bzw. Agitation (A 56).

Aspekte des Sozialarbeits-Pluralismus

Das Nebeneinander von individualorientierten, gesellschaftsorientierten und politischen bzw. von symptom-, situations- und klientenspezifischen Ansätzen usw. in der Praxis sozialer Arbeit läßt sich - über das schon Gesagte hinaus - aus vieljährigen Erfahrungen massiver Grundwidersprüche in

Sozialarbeit/Sozialpädagogik erklären:

z.B. aus der Erfahrung des Scheiterns, die weithin die Bestandsaufnahmen der sechziger und Anfang der siebziger Jahre kennzeichnet (A 57). Vorherrschend war der Eindruck, daß das System Sozialwesen "in seinen überlieferten Grenzen längst viel zu eng geworden ist, um entscheidende soziale Probleme zu lösen" (A 58), daß alle sozialpädagogischen und sozialtherapeutischen Leistungen "die Reproduktion der Not nicht vermindern" (A 59). H. Peters ging gar so weit, die Sozialarbeit als Stabilisator des sozialen status quo zu definieren (A 60). Eine der Hauptursachen der resignativen Bestandsaufnahmen wurde früh erkannt: das Problem der Übertragbarkeit amerikanischer Modelle auf deutsche Verhältnisse: "Die Struktur der amerikanischen Wohlfahrt unterscheidet sich als Wildwuchs von Organisationen erheblich von dem rechtlich mit Allzuständigkeit versehenen staatlichen Sozialwesen der BRD" (A 61).

z.B. aus dem Widerspruch zwischen den angebotenen individuellen Hilfen und den zunehmend erkannten gesellschaftlichen Ursachen von Hilfebedürftigkeit, der in der Praxis sozialer Arbeit immer unabweisbarer zutage trat und durch die Hereinnahme sozialwissenschaftlicher Denkansätze zum theoretischen Gegenstand sozialarbeiterischer Reflexion wurde. Der individuellen Förderung wird seitdem in der Theorie der Sozialarbeit bestenfalls ein begrenzter Wert beigemessen; weithin gilt: "Jeder individual-psychologische Ansatz... ist von vornherein sinnlos. Jede soziale Therapie des einzelnen führt zu Scheinlösungen" (A 62).

Dieser Problemkontext läßt andere Widersprüche,

z.B. den zwischen der Rechtsorientierung von Sozialarbeit/-pädagogik und der theoretisch erkannten Notwendigkeit, normverändernd wirken zu müssen, zutage treten: Sozialarbeit/-pädagogik "knüpfen ihre Handlungen an rechtlich definierte Anlässe der Leistungsauslösung...an" (A 63), also etwa durch im BSHG rechtlich definierte, während sie zugleich über das individualisierende Verständnis von Not und Hilfe, wie es im BSHG fixiert ist, hinaus wollen.

Dieser Widerspruch führt

z.B. auch zum Widerspruch zu den Träger-Intentionen bzw. zu den Systemzwängen, denen auch die Träger sozialer Arbeit unterliegen: Sozialarbeit/-pädagogik bekommen weithin durch Verwaltungsrichtlinien, Finanzierungsmaßgaben etc. den Rahmen abgesteckt, innerhalb dem soziale Therapie geschehen soll. "Die Entscheidungen über Sozialarbeit fällt nicht der einzelne Sozialarbeiter, ... sie fallen bei den Entscheidungen darüber, was finanziert wird, wo man investiert und welche Informationen zur Diskussion, zur

Meinungsbildung und zur Deklaration der Entscheidung zugelassen werden" (A 64). Insofern reagiert Sozialarbeit praktisch "nur auf ganz bestimmte Signale. Sozusagen nur auf die bei Jugend- und Sozialämtern akkreditierte Not" (A 65).

Z.B. erzeugt der sich daraus ergebende Widerspruch zwischen fachlichem Anspruch und dem ständigen Erleben institutioneller Begrenzung erheblichen Leidensdruck und macht sich dann vor allem auch in Kritik am Träger sozialer Arbeit fest, der freilich selbst an gesetzliche Vorschriften, an Sozialplanung und Finanzierungsrahmen etc. gebunden ist bzw. sich daran gebunden hat, und zwar z.T. in solchem Ausmaß, daß von Abhängigkeit gesprochen werden kann.

Z.B. ist auch der Methodenpluralismus Ergebnis des Parzellierungsdrucks, der Nötigung zur Konzentration auf nur wenige Ausschnitte der möglichen Handlungsfelder; Sozialarbeit/-pädagogik geschehen weithin schwerpunktmäßig-spezialisiert (A 66). Wo die institutionelle Begrenzung o.ä. relativ schwach ist (z.B. in der Kirchenkreissozialarbeit - zumindest in einigen Landesverbänden), dem Sozialarbeiter also verhältnismäßig viele Freiräume gegeben sind, besteht wiederum durch die oft immense "Fülle und Vielfalt von Anforderungen" (A 67) der Zwang zu rigoroser Prioritätensetzung - mit der Konsequenz, daß z.B. mancherorts die ganze soziale Arbeit faktisch aus Beratungsaktivitäten besteht.

EXKURS zu "Beratung:

"Unter Beratung ist zu verstehen: die freiwillig in Anspruch genommene psychologische Arbeit mit an Beziehungsstörungen leidenden Menschen mit dem Ziel der Aufhebung dieser Störungen und dem der daraus resultierenden Verbesserung der allgemeinen sozialen Kommunikation. Nach den einschlägigen Theorien von Beratung macht die Erreichung dieses Zieles erforderlich, dem Ratsuchenden Konflikte und Beziehungsstörungen durchsichtig zu machen, ihm Einsichten in die Konfliktursachen zu ermöglichen, ihn zu besserer Wahrnehmung eigener Fähigkeiten und Bedürfnisse zu bringen, bei ihm Ich-Stärkung zu bewirken und mit ihm neue Interaktionsmuster einzuüben, die ihn befähigen, sowohl sein eigenes Verhalten besser zu kontrollieren als auch seine Beziehungen zu anderen Menschen neu zu gestalten.

Diese Beratungsinhalte versuchen die Berater durch planvoll reflektierte Elemente des Beratungsprozesses umzusetzen: z.B. durch Erkenntnisarbeit (Interpretation von Konflikten und Wirkungen), Verstehensarbeit (Vertrautmachen des Klienten mit sich selbst), Konfrontationsarbeit zur Verhinderung der Flucht des Klienten vor dem Erleben seiner Gegenwart usw. (A 68). Es gibt freilich unterschiedliche Konzepte, denen gemeinsam ist, daß sich Beratung in jedem Fall von reiner Information und von psychotherapeutischen Methoden unterscheiden soll. Nähe zu Methoden und Inhalten der Klinischen Seelsorge ist gegeben (in den zentralen kirchlichen Beratungsstellen arbeiteten von Anfang an auch Theologen mit). R.Tschirch (A 69) begründet diese Nähe folgendermaßen: "Beratung hat - geschichtlich gesehen - auch Ursprünge in priesterlichen Funktionen: dem Exorzismus und der Kirchenzucht."

Psychologische Beratung geschieht überwiegend als Erziehungs- und Jugendberatung, als Ehe- und Familienberatung sowie als allgemeine Lebensberatung. Die klassische Beratungsform ist die Einzelberatung; die Paar-Beratung bearbeitet Probleme, die eine Partnerschaft in Frage stellen; die Familienberatung hat zwei unterschiedliche Stränge: zum einen erfolgt sie in einem institutionellen Rahmen außerhalb familiärer Strukturen, zum anderen in der und unter Einbeziehung der Wohn- und Umwelt der Familie; die Gruppenberatung faßt mehrere Klienten mit ähnlichen Problemen zusammen (z.B. in der Suchtberatung); Organisationsberatung hebt auf strukturelle Veränderungen von Organisationen ab und wird häufig im Fortbildungsbereich angewandt (A 70).

Festzuhalten bleibt, daß das Wirkungsfeld der Sozialarbeiter in der Praxis oft entweder zu eng oder zu weit ist, um das als notwendig Erkannte zu tun: ein neuerlicher Grundwiderspruch in der Sozialarbeit, sowohl nach individual- als auch nach gesellschaftsorientierten Konzepten. Sozialarbeit "funktioniert" am effektivsten auf einer Ebene "dazwischen".

Z.B. ist der Sozialarbeitspluralismus darüber hinaus Ausdruck wissenschaftstheoretischer Vieldeutigkeit: "Trotz zunehmender eigener Forschung hat S.(ozialpädagogik) als Handlungswissenschaft Teil an der Weiterentwicklung der für sie relevanten Grundwissenschaften, wie Soziologie, Psychologie, Medizin, Rechtswissenschaft u.a. Angesichts des dort entwickelten Methodenpluralismus in der Analyse und Interpretation menschlicher Konflikte und ihrer Bearbeitung hat S.(ozialpädagogik) die Aufgabe der Integration dieser Vielfalt in ihrer eigenen Theoriebildung" (A 71).

Nicht weniger stark als der Anthropologien-Pluralismus ist z.B. der **Gesellschaftstheorien-Pluralismus** an der Ausdifferenzierung der Sozialarbeitsansätze beteiligt. Durch die Aufnahme theoretischer Modelle aus Soziologie und Sozialpsychologie (diese Integration war aus o.g. Gründen notwendig) mit impliziten und expliziten Gesellschaftstheorien traten neben bzw. an die Stelle der von der Sozialarbeit zunächst rezipierten Psychoanalyse z.B. "das Stigmatisierungskonzept, die Devianztheorie, die Zuschreibungstheorie, die Bezugsgruppentheorie, die Theorie der Subkultur und die marxistische Klassentheorie" (A 72). Gesellschaftstheoretische Grundlagen von Konzepten der Sozialarbeit konnten werden:

z.B. das SYSTEMTHEORETISCHE DIFFERENZIERUNGSMODELL N. LUHMANNS,

> wonach aus dem alten Problem des Helfens im Grunde längst das Problem der Verteilung geworden sei: Organisation von Hilfe als Bedarfsausgleich im Sozialsystem, in gewisser Weise außerhalb der Entscheidung und Motivation der Sozialarbeiter, gesteuert durch Entscheidungen im politischen Teilsystem usw. (A 73);

z.B. das SYSTEMMODELL VON T. PARSONS,

> widergespiegelt z.B. im strukturfunktionalistischen, harmonizistischen Sozialarbeitsansatz von M.G. Ross (s.o.): das Gleichgewicht interagierender Gruppen gewährleistet demnach gesellschaftliche Stabilität (A 74);

z.B. die MARXISTISCHE KLASSENTHEORIE,

> wonach unter kapitalistischen Bedingungen die ökonomischen Institutionen alle gesellschaftlichen Beziehungen organisieren (A 75); unter diesen gesellschaftlichen Grundbedingungen bestimmen sich die sozialen Klassen, deren Unterscheidungsmerkmal "Herrschaft" ist; aus diesem Ansatz leitet sich z.B. das Verständnis von Sozialarbeit als antikapitalistische Strukturreform ab (A 76);

z.B. die Position der KRITISCHEN THEORIE

> "Wissenschaftstheoretisch übernimmt S.(ozialpädagogik)... prinzipiell die Position der Kritischen Theorie. In einer marxistischen Engführung dieser Position würde sie sich allerdings selbst aufgeben, würde politische Aktion die pädagogische Intervention verdrängen. Mit der gesellschaftskritischen Orientierung muß S.(ozialpädagogik) der Forderung nach Methoden, die zu intersubjektiv nachprüfbaren wissenschaftlichen Aussagen führen, gerecht werden (kritischer Rationalismus), ohne daß damit das aus der Tradition und Erfahrung der Praxis erwachsene Ernstnehmen der Subjektivität im Verstehen zwischen dem Hilfesuchenden und dem Helfenwollenden verlorengehen darf (Hermeneutik)" (A 77);

z.B. diverse PLURALISMUSMODELLE

> wie etwa das von F. Fürstenberg, der die Bundesrepublik als soziale Einheit versteht, als "pluralistische Massendemokratie mit institutionalisiertem Interessenausgleich" (A 78); daraus leiten sich Sozialarbeitstheorien wie z.B. die von W. Bäuerle (A 79) ab: "Sozialarbeit ist Teil der Sozialpolitik, wie sie in einer pluralistischen Gesellschaft mit vielen Gruppen, unter verschiedenen Interessen und Absichten und Ansprüchen, auch von der öffentlichen Hand, betrieben wird"; hier wird eine freie, in etwa gleichwertige Konkurrenzposition der verschiedenen Träger von Sozialarbeit behauptet: ein auch im diakonischen Raum beliebtes Verständnis, vgl. Chr. von Ferber (A 80): "Soziologisch betrachtet liegen Staat und freie Verbände bei der Aufgabe, soziale Dienstleistungen zu gewährleisten, zueinander in Konkurrenz und sind zugleich bei der Erfüllung dieser Aufgaben aufeinander angewiesen".

Ergebnisse einer Befragung über Sozialarbeit im Kirchenkreis (= Dekanat)

Die Ergebnisse einer relativ breit angelegten Befragungsaktion unter Superintendenten und Kirchenkreissozialarbeitern im Gebiet der Ev. -luth. Landeskirche Hannovers, die 1977 begonnen, als Arbeitsfeldanalyse durchgeführt, 1979 in der Ev. Akademie Loccum vorgestellt und 1980 abgeschlossen wurde, werden in mehreren Beiträgen eines Sammelbandes (A 81) referiert und diskutiert. Die Ergebnisse können m.E. unter drei Gesichtspunkten bzw. auf drei Problemebenen dargestellt werden:

auf der KOMMUNIKATIONSEBENE

Superintendenten, also die dort Trägerverantwortlichen auf Kirchenkreisebene, und Sozialarbeiter/ -innen tun sich offenbar im Bereich der Verständigung über Ziele schwer miteinander, weil zwischen theologischem Anspruch und sozialarbeiterischen Prinzipien nicht alles verrechenbar zu sein scheint (A 82); es gibt inhaltliche Differenzen. Daß sich Theologen und Sozialarbeiter oft nicht über gemeinsame Handlungsziele verständigen können, erscheint bei Lektüre der Befragungsmaterialien eher als Folge denn als eigentliche Ursache des Problems.

Unter den kommunikativen Folgeproblemen einer sachlich begründeten Diskrepanz leiden die Sozialarbeiter/innen offenbar weit stärker als die Theologen: da sich Sozialarbeiter/-innen durchweg mit ihrer Arbeit stark identifizieren, sind sie bei Kommunikationsproblemen mit Theologen oft unsicher darüber, inwieweit ihr Anstellungsträger ihre Arbeit überhaupt als sinnvoll und notwendig einschätzt. Offensichtlich erfahren Sozialarbeiter/-innen durch Theologen Anerkennung und Unterstützung nur in begrenztem Umfang und fühlen sich darüber hinaus bei Prioritätensetzungen sozialer Arbeit weitgehend alleingelassen durch kirchliche bzw. kirchengemeindliche Gremien (A 83).

Das kommunikative Problem wird zusätzlich vertieft durch die Vielfalt der Partner der Sozialarbeiter/-innen: Kirchenkreissozialarbeiter/-innen haben außer mit kirchlichen Mitarbeitern und Gremien auf Gemeinde- und Kirchenkreisebene (die oft schon untereinander unterschiedliche Interessen haben) überwiegend mit Klienten zu tun, die man im allgemeinen "unter der Kanzel" nicht findet und auch nur z.T. im mittelständischen Milieu der volkshilflichen Gemeinden; darüber hinaus sollen sie - als Vertreter des Diakonischen Werkes als eines freien Wohlfahrtsverbandes - vor allem auch mit kommunalen Stellen und mit anderen Wohlfahrtsverbänden zusammenarbeiten, was z.B. dann besonders beschwerlich ist, wenn mehrere Landkreise den politischen Rahmen eines Kirchenkreisgebiets ausmachen. Das Herstellen und Erhalten von Kontakten zwischen kirchlichen und außerkirchlichen Stellen und Personen erfordert auf jeden Fall eine eigenständige kommunikative Kompetenz, über deren Anforderungen die meisten Theologen recht wenig wissen (A 84). Dieses Problemfeld berührt sich unmittelbar mit der

ORGANISATIONSTHEORETISCHEN PROBLEMEBENE.

Der Arbeitsbereich der Kirchenkreissozialarbeiter/-innen ist zum einen z.T. extrem groß (A 85), zum andern wegen traditionell gewachsener Ungleichgewichtigkeiten im Bereich vorhandener parochialer und regionaler kirchlicher Sozialeinrichtungen strukturell schwierig: es fehlen weithin ausreichend ausgebaute Angebote in der Gefährdetenhilfe, Jugendhilfe, Familienbildung und Beratung (A 86), während die stationären Dienste für Kinder (z.B. Kindergärten) und alte Menschen (Altenheime u.ä.) sowie die pflegerischen Dienste (Gemeindepflegestationen, Diakonie-/Sozialstationen) meist relativ sehr viel besser ausgebaut sind.

Hier schneiden die Kommentare zur Arbeitsfeldanalyse das organisationstheoretische Problemfeld nur an: was in den genannten Defizitbereichen, die heute vor immer dringlicher werdende Aufgaben stellen, mit

Nachdruck geleistet werden müßte, ist zusätzlich meist weder von der einzelnen Gemeinde zu leisten, noch kann es in der notwendig umfassenden Weise durch eine Dekanatsstelle des Diakonischen Werkes für alle Parochien eines Kirchenkreises geleistet werden (dies ist besonders evident in ländlichen Bereichen: dort herrscht weithin Unterversorgung etwa für Körperbehinderte, aber noch mehr für psychisch Kranke; es gibt dort kaum Nervenärzte, psychologische Beratungsstellen, Übergangseinrichtungen zur Stützung von aus der Psychiatrie Entlassenen etc.). Im Grunde fehlt eine Organisationsebene zwischen Parochie und Kirchenkreis- bzw. Dekanats-ebene, eine "Zwischenebene", die in keinem kirchlichen Diakoniegesez vorgesehen ist, aber sozialarbeiterisch sinnvoll wäre.

Bislang können Kirchenkreissozialarbeiter nur schwerpunktmäßig zu arbeiten versuchen (häufig nach dem Gesichtspunkt persönlicher Vorlieben für bestimmte Arbeitszweige: mit all der Beliebigkeit, die darin liegt; oder nach dem der Kompensation, also vorzugsweise in Bereichen, für die andere Einrichtungen nicht vorhanden sind, A 87). Viele Notlagen, die mithilfe anderer Arbeitsfeldstrukturen angegangen werden müßten, bleiben gänzlich unbearbeitet (A 88). Dementsprechend konstatiert die Erhebung bei vielen Sozialarbeitern/-innen als deren Hauptproblem ein Diskrepanzgefühl: aufgrund der Diskrepanz zwischen sozialarbeiterischem Anspruch (z.B. Korrektur sozial-struktureller Defizite usw.) und tatsächlichen Handlungsmöglichkeiten, zwischen komplexen Zielvorstellungen und ständig notwendigen Partialaktivitäten (A 89).

Da eine Vielzahl der um ihre Einschätzung sozialer Arbeit im Kirchenkreis fragten Superintendenten die Notwendigkeit sozialstruktureller Korrekturen so ohnehin nicht sieht (A 90), resultieren daraus wiederum Zielkonflikte, die kommunikative Probleme nach sich ziehen: womit wir wieder bei der vorgenannten Problemebene angelangt wären. Diese steht in unmittelbarer Beziehung zu den sachlichen Differenzen zwischen Theologie und Sozialwissenschaften, also zur

WISSENSCHAFTSTHEORETISCHEN PROBLEMEBENE.

Die beiden unterschiedlichen Denksysteme, das theologische und das sozialarbeiterische, lassen sich in der Praxis offenbar schwer miteinander vermitteln. Auch hier beläßt es die Untersuchung beim knappen Konstatieren des Problems ("Latente Konflikte zwischen diesen verschiedenen Zielvorgaben sind erkennbar"; A 91) bzw. bei Empfehlungen (Sozialarbeiter "müssen lernen, Signale ihrer Beziehungspartner besser wahrzunehmen, Anregungen als solche zu erkennen und selbst an der Suche nach geeigneten Kommunikationsstrukturen mitarbeiten" ; A 92); damit wird das Problem unterschiedlicher Menschen- und Wirklichkeitsverständnisse bei Theologen und Sozialarbeitern/-innen also weitgehend personalisiert bzw. psychologisiert. Insofern spricht die Untersuchung indirekt aus, daß eine Integration sozialarbeiterischer Denk- und Systemstrukturen in die Strukturen theologischer Theorie und Praxis weithin noch nicht stattgefunden hat.

Anmerkungen

- 1) DWHN (Hg.), Diakonie - Ein Rahmenkonzept, 1977, 23
- 2) Projektgruppe "Sozialarbeit im Kirchenkreis", Sozialarbeit in Kirchenkreisen der Ev.-Luth. Landeskirche Hannover, in: I.Lukatis/U.Wesenick, Diakonie - Außenseite der Kirche, I 980, I26
- 3) Auflistung nach DWHN (Hg.), aa0, 27-30; zu den einzelnen Tätigkeitsfeldern vgl. auch P.Helbich/H.Seibert/F.Thiele, Die soziale Arbeit der Kirche - Ein Diakonie-Lexikon, 1982
- 4) Projektgruppe "Sozialarbeit im Kirchenkreis", aa0, 126
- 5) z.B. in der Ev.-luth. Landeskirche Hannover, wiedergegeben bei I.Lukatis/U.Wesenick, aa0, I56
- 6) z.B. das Berufsbild des Sozialarbeiters in der Landeskirche Hannovers, aa0, 157 f.; z.B. "Kirchliche Sozialarbeit und Seelsorge aus der Sicht kirchlicher Sozialarbeiter", erstellt durch die Kommission Beratungsdienste von Caritas und DWHN, 1978
- 7) vgl. Bericht des DWB, "Die offene Sozialarbeit in den Bezirksstellen der Diakonie in Bayern", 1977
- 8) vgl. Art. Fachhochschulen für Sozialwesen, in Helbich/Seibert/Thiele, aa0, 65 f
- 9) zum Ganzen vgl. W. Bienwald, Bericht über Entwicklung und Situation der ev. Fachhochschulen in der BRD, 1978 (Zit. 5.5)
- IO) 1975 von der Diakonischen Konferenz verabschiedet, wiedergegeben z.B. in DIAKONIE 4/ 1975, 206 ff.
- II) O. Ohl/Th. Schober, Art. Diakon/Diakonisse, ESL 7. Aufl., 239
- 12) W. Bäuerle, Soziale Intervention unter Systemzwang, in: AWO-Bundesverband (Hg.), Sozialarbeit und Sozialpädagogik, Programm und Praxis, 1973, 13
- 13) vor allem in: Formen des Helfens im Wandel gesellschaftlicher Bedingungen, in: H.-U.Otto/ S. Schneider (Hg.), Gesellschaftliche Perspektiven der Sozialarbeit, Bd. I, 1973, 21 ff.; vgl. auch: Die Funktion der Religion, 1977
- 14) M. Scholz, Art. Sozialberufe I, ESL 7. Aufl., I158
- 15) W.A. Friedländer, Allgemeine Prinzipien der Sozialarbeit, in: ders./H. Pfaffenberger (Hg.), Grundbegriffe und Methoden der Sozialarbeit, 1966, 9
- 16) A. Johnson, Development of Basis Methods of Social Work Practice, SWJ 36. Jg./55, 104 ff.
- 17) Friedländer, aa0, 3
- 18) ders., aa0, 4
- 19) ders., aa0, 6
- 20) ders., aa0, 7
- 21) Purpose and Program of a Family Casework Agency, The Family, 20. Jg., I /39, bes. 4
- 22) Nature and Definition of Social Casework, 1950, 127
- 23) H.S. Maas, Soziale Einzelhilfe (in: Friedländer/Pfaffenberger, aa0), 45
- 24) ders., aa0, 43
- 25) ders., aa0. "Die Prinzipien des Akzeptierens und der Kommunikation basieren nicht nur auf beruflicher Erfahrung von der Art 'Versuch und Irrtum' (trial-and-error). Auch die derzeitigen Theorien der soziologischen und psychologischen Wissenschaftler bieten verallgemeinerbare Grundannahmen über menschliches Verhalten, seine inneren Motivationen und äußeren Beziehungen, seine genetische Entwicklung und dynamische Struktur, die erklären helfen, warum

- die genannten Prinzipien in der Praxis wirksam zu funktionieren scheinen", ders., aa0, 44
- 26) ders., aa0
- 27) ders., aa0, 78 - 82
- 28) ders., aa0, 88 ff., 92 ff.
- 29) zitiert nach G. Konopka, Soziale Gruppenarbeit (in: Friedländer/Pfaffenberger), aa0, 116
- 30) dies., aa0, 117
- 31) dies., aa0, 151
- 32) dies., aa0, 151 f.
- 33) vgl. dies., aa0, 135 Anm. 6: "Unter 'Gruppen-Prozeß' versteht man das Netzwerk psychologischer Wechselwirkungen, die in jeder Gruppe vorhanden sind."
- 34) Erikson entwarf in *Childhood and Society*, 1950, im Zusammenhang mit der Problematik der Ich-Entwicklung des Menschen ein stufenartiges Konflikt- bzw. Aufgabenlösungsmodell: demnach muß in jeder Lebensphase durch die Lösung einer spez. Aufgabe, eines Grundkonflikts, eine Fähigkeit erworben werden, die wiederum für die nächste Lebensphase und für die Bewältigung der dort angesiedelten Aufgabe grundlegend ist. Im 1. Lebensjahr ist demnach der Konflikt zwischen Urvertrauen und Urmißtrauen zentral, im 2. der zwischen Autonomie und Scham bzw. Zweifel, im 3. - 6. der zwischen Initiative und einengenden Schuldgefühlen, in der Zeit zwischen Schulbeginn und Pubertät der zwischen Minderwertigkeitsgefühl und Leistung, in Pubertät und Adoleszenz der zwischen Identität und Rollenkonfusion, im frühen Erwachsenenalter der zwischen Intimität und Isolierung, im Erwachsenenalter der zwischen Kreativität und Stagnation, im hohen Alter der zwischen Ich-Integrität und Verzweiflung vor dem Todesschicksal. Zur Aufnahme dieses Modells in der Sozialen Gruppenarbeit vgl. Konopka, aa0, 134: "Wenn der Sozialarbeiter sich diese Theorie von der menschlichen Entwicklung zu eigen macht, versucht er zu verstehen, ob ein Individuum, mit dem er in der Gruppe zu tun hat, diese Entwicklungsstufen zufriedenstellend durchlaufen hat, oder ob es einige davon nach-erleben muß. Er muß dann diese Entwicklung ermöglichen."
- 35) Zitiert bei G.W. Carter, Soziale Gemeinwesenarbeit, in: Friedländer/Pfaffenberger, aa0, 209, Anm. 3
- 36) A. Seippel, Handbuch Aktivierende Gemeinwesenarbeit, Bd. I, 1976, bes. 99 ff.
- 37) Gemeinwesenarbeit, 1968, 105
- 38) ders., aa0, 66
- 39) ders., aa0, 188
- 40) S. Mrochen, Art. Sozialarbeiter, in: S. Keil (Hg.), Familien- und Lebensberatung, 1975, 947
- 41) ders., Art. Sozialpädagoge, in: S. Keil (aaO), 966
- 42) ders., aa0, 968
- 43) ders., aa0, 966 f
- 44) S. Keil, Art. Sozialpädagogik, in: ders. (Hg.), Familien- und Lebensberatung, 1975, 969
- 45) Das Theorie- und Methodenproblem in der soz. und sozialpäd. Arbeit, in: Friedländer/Pfaffenberger, aa0, XXXI

- 46) aa0, 9
- 47) aa0
- 48) aa0, 10
- 49) aa0
- 50) aa0
- 51) aa0
- 52) so z.B.: S. Mrochen, Art. Sozialarbeiter, aa0, 950
- 53) z.B. bei H. S. Maas, aa0
- 54) ansatzweise bereits bei Ch. Towle, Personality Development, 1954
- 55) vgl. W. Bäuerle, aa0; auch F. Haag, Projektorientierte Sozialarbeit, in: H.U.Otto/G.Schneider (Hg.), Gesellschaftliche Perspektiven der Sozialarbeit, Bd. 2, 1973, 187 ff.
- 56) als "aggressives" Konzept z.B. bei C.W. Müller, Die Rezeption der Gemeinwesenarbeit in der BRD, in: ders./P. Nimmermann, Stadtplanung und Gemeinwesenarbeit, 1971, 228-240; auf Aktionsforschung basierend z.B. A. Seippel, aa0
- 57) für die Gemeinwesenarbeit z.B. U. Adams, Warum scheitern Gemeinwesenprojekte in der BRD?, 1973, 5-8
- 58) Bäuerle, aa0, 7
- 59) ders., aa0, 9
- 60) Die politische Funktionslosigkeit der Sozialarbeit und die "pathologische" Definition ihrer Adressaten, in: H. U. Otto/S. Schneider aa0, 151 - 164
- 61) Seippel, aa0, 34
- 62) Bäuerle, aa0, 9
- 63) Scholz, aa0, 1159
- 64) Bäuerle, aa0
- 65) ders., aa0
- 66) T. Bock
- 67) Projektgruppe "Sozialarbeit im Kirchenkreis", aa0, 129
- 68) so z.B. das Konzept von W. Lüders, Psychotherapeutische Beratung, 1974
- 69) Thesen zur theologischen Begründung von Beratung, WzM 4/76,140
- 70) vgl. zum Ganzen: H. Junker, Art. Beratungs- (und Therapie-)formen (in: S. Keil, aa0),130-140
- 71) Keil, aa0, 971
- 72) Bäuerle, aa0, 11
- 73) Formen des Helfens, aa0, bes. 32 f
- 74) Sozialarbeit wäre in diesem Denkraum ein Beitrag zu diesem Gleichgewicht; Mittel u n d Ziel = Integration, worunter Ross, aa0, 66, versteht: "vermehrte Identifizierung mit dem Gemeinwesen ..., erhöhtes Interesse und Teilhabe an gemeinschaftlichen Angelegenheiten, ... gemeinsame Wertvorstellungen und Möglichkeiten, sie zu verwirklichen."
- 75) vgl. K. Marx, Zur Kritik der Politischen Ökonomie, 1972, 8, 15 u.ö.
- 76) nach A. Seippel, aa0, 95, ist z.B. Ziel sozialer Arbeit, "gesellschaftliche Benachteiligungen als Erscheinungsformen von Herrschaft und Macht und die ihnen zugrundeliegenden Unfriedensstrukturen ... radikal zu beseitigen."
- 77) S. Keil, aa0, 971
- 78) Die Sozialstruktur der Bundesrepublik Deutschland, 1967, 140
- 79) aa0, 13
- 80) Das Verhältnis von Staat und freien Verbänden im Bereich sozialer Dienstleistungen, DIAKONIE I/1978, 31
- 81) I.Lukatis/U.Wesenick, Diakonie - Außenseite der Kirche, 1980; im Grunde kreisen sämtliche Beiträge des Bandes um die Arbeitsfeldanalyse. Im folgenden werden zitiert: I. Lukatis, Kirchenorganisatorische Leitvorstellungen und diakonisch-sozialarbeiterisches Selbstverständnis, S. 21 - 32; Projektgruppe

"Sozialarbeit im Kirchenkreis", Sozialarbeit in den Kirchenkreisen der Ev.-luth. Landeskirche Hannover, S. 33 - 130

82) Lukatis, aa0, 30: "Immerhin spricht einiges für die Vermutung, daß - über die Sprachunterschiede hinaus - auch Differenzen inhaltlicher Art zwischen den Zielen der Kirche als Organisation, ... der Berufsgruppe der Sozialarbeiter allgemein und speziell jener der Kirchenkreissozialarbeiter bestehen."

83) Projektgruppe, aa0, 126 ff.

87) dies., aa0, 129

84) dies., aa0, 126

88) dies., aa0, 126

85) dies., aa0

89) dies., aa0, 128

86) dies., aa0, 126 f

90) dies., aa0, 127

91) Lukatis, aa0, 31

92) Projektgruppe, aa0, 129

Anhang:Arbeitsblatt

Definitionen, Zielbestimmungen u.ä. für Sozialarbeit/Sozialpädagogik

"Sozialarbeit" bedeutet die Anwendung sozialer Wissenschaft, um "durch den Aufbau sozialer Beziehungsnetze Problemlagen von Personen und Gruppen zu thematisieren, um mit ihnen Lösungen für den Alltag zu entwickeln", um "Benachteiligte zur Überwindung von erlernter Macht- und Hilflosigkeit" und zur "Inanspruchnahme staatlich garantierter Rechte und gesellschaftlicher Leistungen" zu befähigen.

(M. Scholz)

Sozialarbeit und Sozialpädagogik haben zum Ziel "die im Verlaufe des Sozialisationsprozesses sich vergrößernde Fähigkeit und die im Zuge der sozialen und demokratischen Entwicklung unseres Gemeinwesens sich erweiternde Möglichkeit des Individuums der Selbstbestimmung, der Eigenlenkung seines sozialen Verhaltens und der sozialen Beteiligung und Mitverantwortung an einer und für eine Gesellschaft und Umwelt, die den Lebens- und Entwicklungsbedingungen aller Menschen besser entsprechen".

(W. Bäuerle)

"Der Sozialarbeiter/Sozialpädagoge muß sich über gesellschaftliche Verhältnisse und ihre Wandlungen informieren und darauf sein Handeln einstellen. Er muß bestrebt sein, im Sinne freiheitlich-demokratischer Grundordnung an der Gestaltung gesellschaftlicher Bedingungen mitzuwirken... Der Sozialarbeiter/Sozialpädagoge übt seinen Beruf in Achtung der Menschenwürde aus und tritt für soziale Gerechtigkeit ein. Er steht im Spannungsfeld zwischen den Interessen des Klienten und den Belangen der Gesellschaft, die er gegeneinander abzuwägen hat."

(aus der Berufsordnung des Deutschen Berufsverbandes der Sozialarbeiter und Sozialpädagogen e.V.)

"Das für unsere Gesellschaft primäre Konfliktlösungsmuster einer arbeitsteilig institutionalisierten und organisierten Hilfe für... soziale 'Problemlagen' erweist sich

als dauerhaft widersprüchlich, ja widersinnig. Hier wird ein Konzept wie das der SP/SA besonders relevant, das offene und solidarische Hilfe im Alltag thematisiert, das vielleicht die Chancen eines gelingenden Alltags freisetzt... Diskussionen z.B. innerhalb der Frauenbewegung, in denen es um die Rehabilitation von Haus-, Erziehungs- und Gefühlsarbeit geht, weisen in die gleiche Richtung eines neuen, selbstbewußteren Verständnisses von Aufgaben, die jenseits der systemischen 'Vernunft' eines produkt-, leistungs-, konkurrenz- und herrschaftsorientierten Lebens, die Bedeutung und Notwendigkeit der Entdeckung von Selbstrealisierungs- und Gestaltungschancen in lebensweltlicher Perspektive, im Alltag thematisieren... 'Alltag', so zitiert Nohl (1949), 'das ist der auf hartnäckige Arbeit umgestellte Traum' ".
.

(H.Thiersch/Th.Rauschenbach)

DIE SOZIALARBEIT IN DER DIAKONIE (II): DIE KIRCHLICH-DIAKONISCHE REZEPTION SOZIALER ARBEIT

Ohne das Pluralismusmodell hier verifizieren oder falsifizieren zu können, soll es im folgenden als Überprüfungshypothese dienen. Die Leitfrage lautet: Geschieht im diakonischen Raum Sozialarbeit tatsächlich unter - vor allem von der öffentlichen Hand - "verschiedenen Interessen und Absichten und Ansprüchen"? Stellt die Sozialarbeit der Diakonie ein unterscheidbares Konzept dar?

Die Überprüfung erfolgt aufgrund theoretischen und empirischen Materials, konkret: durch den Vergleich zwischen allgemeinen und speziell kirchlich-diakonischen Berufsbildern für Sozialarbeiter/-innen.

Allgemeine und kirchlich-diakonische Berufsbilder und -ordnungen für Sozialarbeit

ALLGEMEINES BERUFSBILD

Der Deutsche Berufsverband der Sozialarbeiter und Sozialpädagogen e.V./DBS, formulierte 1973 das Berufsbild des professionellen Sozialarbeiters (A 1) ; 1974 gab sich der DBS eine Berufsordnung der Sozialarbeiter und Sozialpädagogen (A 2).

Die wichtigsten Passagen des Berufsbildes betreffen die Definition von Sozialarbeit ("eine Form beruflichen sozialen Handelns mit gesellschaftspolitischem Bezug"; konkret geht es dabei um: "Mitgestalten von gesellschaftlichen Bedingungen - Aufdecken von sozialen Problemen - Verhindern, Beheben und Mildern von persönlichen und gesellschaftlichen Konflikten - Befähigung zur Kommunikation, Eigenständigkeit und Toleranz - Erschließen und Vermitteln von Hilfsquellen - Erschließen und Aufzeigen von Bildungsmöglichkeiten"), eine Zieldefinition (Humanisierung der Gesellschaft), eine Charakterisierung der Arbeitsweise und ihrer Prinzipien ("soziale Behandlung", planende, vorbeugende, beratende Arbeit nach den

Prinzipien der Rechtsorientierung, freilich verbunden mit der Perspektive normverändernden Wirkens "im Sinne freiheitlich-demokratischer Grundordnung", partnerschaftlicher Umgang mit den Klienten, "Achtung der Eigenständigkeit und Selbstbestimmung von Klienten", Verschwiegenheit, Zusammenarbeit "ohne Ansehen der Person", Anerkennung des Klientenrechts "auf eigene Lebensanschauung", Kooperation mit anderen Hilfeleistenden und Einsatz fachlich überprüfbarer Arbeitsmethoden wie Einzelfallhilfe, Familientherapie, Gruppenarbeit, Gemeinwesenarbeit, Methodik und Didaktik der Bildungsarbeit), eine Auflistung der Arbeitsfelder (Bildung und Erziehung, Freizeitarbeit, Beratung und soziale Behandlung von unterschiedlichen Zielgruppen: Kinder, Jugendliche, Familien, Alleinstehende, Alte, Kranke, Behinderte, ausländische Arbeitnehmer, Nichtseßhafte, Obdachlose, Suchtkranke, Straffällige und Gefährdete; hinzu kommen Beratung und Hilfen im Berufs- und Arbeitsleben, Mitarbeit in Rehabilitations- und Resozialisierungsprozessen) und die Arbeitsvoraussetzungen (fachliche Qualifikation, Verpflichtung zur Fortbildung, eigenverantwortliche Tätigkeit, Entscheidungskompetenz, Bereitschaft zu ständiger Überprüfung eigener Einstellungen, Handlungen und Handlungsformen).

EXKURS:

Da in diesem Berufsbild und auch schon zuvor die Rehabilitations- und Resozialisierungsarbeit angesprochen wurde, sei der Unterschied zwischen Rehabilitation und Resozialisierung hier erläutert: Als Rehabilitation wird sowohl der Prozeß (Verfahren und Methoden) als auch das Ziel des Prozesses bezeichnet, der darauf gerichtet ist, körperlich, geistig oder seelisch Behinderte zu befähigen, eine dauerhafte Eingliederung in das Gemeinschaftswesen, vor allem aber in Arbeit und Beruf, zu erlangen: Dabei ist es unerheblich, ob die Behinderung angeboren ist (sog. Habilitation: Maßnahmen zur Ersterlangung nicht entwickelter Fähigkeiten) oder durch ein äußeres Ereignis (z.B. Unfall) oder durch Krankheit verursacht ist. Im Gegensatz zum Resozialisierungsbegriff (der seltener Behinderte meint und überwiegend sozialarbeiterische, sozialpädagogische, psychotherapeutische u.ä. Maßnahmen beinhaltet) legt Rehabilitation den Akzent auf medizinische, berufsfördernde und arbeitstherapeutische Maßnahmen, auf die Behinderte laut Sozialgesetzbuch einen Rechtsanspruch haben. Die Problematik des Begriffs liegt u.a. in seiner Orientierung an der "normalen" Erwerbstätigkeit (weshalb einige Gruppen hinsichtlich des Leistungsanspruchs benachteiligt sind: z.B. Hausfrauen und alte Menschen; A 3).

Resozialisierung bedeutet sowohl den Prozeß (Verfahren und Methoden) als auch das Ziel des Prozesses, der darauf gerichtet ist, körperlich und/oder psychisch Geschädigte, Notleidende oder Angehörige sog. Randgruppen zu einer aktiv-selbständigen, sozialverantwortlichen Lebensführung zu befähigen.

Resozialisierungshilfen werden aufgrund von §72 BSHG gewährt (dort als "Hilfe zur Überwindung besonderer sozialer Schwierigkeiten" deklariert; vgl. besonders die Differenzierung gegenüber Rehabilitationshilfen, die nach dem Sozialgesetzbuch geregelt sind und dort als Hilfen zur "Eingliederung Behinderter" deklariert werden) und umfaßt vorrangig sozialarbeiterische und -pädagogische Maßnahmen (z.B. Beratung). Besondere Resozialisierungsmaßnahmen kommen

im Bereich der Straffälligen- und Straftentlassenenhilfe zur Anwendung (z.B. Bewährungshilfe etc.).

Z.T. über das Berufsbild hinausgehend, z.T. aber auch eher abschwächend bzw. verallgemeinernd, formuliert die Berufsordnung des DBS ("Der Schutz des Klienten fordert die Verpflichtung des Sozialarbeiters/Sozialpädagogen auf diese Berufsordnung", heißt es in der Einleitung): "Der Sozialarbeiter/Sozialpädagoge muß sich über gesellschaftliche Verhältnisse und ihre Wandlungen informieren und darauf sein Handeln einstellen. Er muß bestrebt sein, im Sinne freiheitlich demokratischer Grundordnung an der Gestaltung gesellschaftlicher Bedingungen mitzuwirken... Der Sozialarbeiter/Sozialpädagoge übt seinen Beruf in Achtung der Menschenwürde aus und tritt für soziale Gerechtigkeit ein. Er steht im Spannungsfeld zwischen den Interessen des Klienten und den Belangen der Gesellschaft, die er gegeneinander abzuwägen hat... Der Sozialarbeiter/Sozialpädagoge soll vor Eingehen eines Arbeitsverhältnisses den Anstellungsträger über die Grundsätze und Methoden seiner Arbeit informieren. Er soll sich über die Zielsetzung des Anstellungsträgers orientieren... Der Sozialarbeiter/Sozialpädagoge informiert seinen Arbeitgeber über seine Arbeitsweise und gibt ihm Kenntnis von Zuständen und Vorgängen, die einer Änderung bzw. einer Weiterentwicklung bedürfen... Der Sozialarbeiter/Sozialpädagoge vertritt die Belange der Klienten auch dem Anstellungsträger gegenüber und achtet darauf, daß der Ermessensspielraum im Interesse des Klienten ausgeschöpft wird."

SPEZIELL KIRCHLICH-DIAKONISCHE BERUFSBILDER U.Ä. FÜR SOZIALARBEITER/ SOZIALPÄDAGOGEN

Im folgenden werden zwei Entwürfe dargestellt; der erste hat durch seine Veröffentlichung und Behandlung offiziösen Charakter gewonnen (A 4), der zweite ist ein Diskussionspapier aus dem Bereich des Diakonischen Werkes in Hessen und Nassau/DWHN (A 5).

Das Berufsbild des Sozialarbeiters in der Landeskirche Hannovers

Das Berufsbild hat folgenden Wortlaut:

"1. Der Sozialarbeiter ist aufgrund seiner Ausbildung eine Fachkraft, die Sozialarbeit beruflich ausübt.

Er bedient sich der Arbeitsformen der Sozialarbeit. Die sich ständig verändernden Problemfelder verlangen eine differenzierte Beurteilung gesellschaftlicher Zusammenhänge und Zustände und demzufolge wissenschaftlich-berufliches Handeln. Dazu gehören das Erkennen von Sachzusammenhängen sowie Kenntnisse von Beziehungen zwischen gesellschaftlichen Widersprüchen und wirtschaftlichen Bedingungen, deren Auswertung und Anwendung.

2. Der Sozialarbeiter bringt Fachkenntnisse und seine Persönlichkeit in helfende Prozesse ein. Deshalb muß er seine Einstellung und sein Handeln durch ständige fachliche und persönliche Auseinandersetzung überprüfen und deren Ergebnisse in die Praxis umsetzen.

3. Der Auftrag des Sozialarbeiters ergibt sich aus der Verpflichtung der Kirche zur

Diakonie. Das Handeln der Kirche im Auftrag Jesu Christi richtet sich auf den ganzen Menschen. Darin verwirklicht sich die Zuwendung Gottes zum Menschen. Sie befähigt zum Eintreten für andere und zur Gemeinschaft. Diese Gemeinschaft bedarf der planmäßigen Einübung, entwickelt Motivationen zur Aktivität im sozialen Feld, bietet Möglichkeiten zur Identifikation an und versucht Diskriminierung und Klassifizierung der Gesellschaft durch Solidarität aufzuheben.

4. Im Arbeitsfeld Kirche ergänzen sich alle Aktivitäten zu einem Ganzen. Der Sozialarbeiter ist in seinem Bereich eigenverantwortlich tätig. Er arbeitet mit anderen Fachkräften der Kirche zusammen. An der kirchlichen Gesamtverantwortung und an Entscheidungen ist er beteiligt.

5. Der Sozialarbeiter erkennt den Auftrag des Evangeliums an der Kirche an und hilft ihn zu verwirklichen durch:

- Aufdecken von sozialen Problemen

- Bewußtmachen von sozialen Zusammenhängen

- Mitgestalten von gesellschaftlichen Bedingungen

- Verhindern, Beheben und Mindern von persönlichen Konflikten

- Befähigung zu Kommunikation, Eigenständigkeit und Toleranz

- Wahrnehmen von sozialanwaltlichen Funktionen für vernachlässigte Personen und Gruppen

- Erschließen und Vermitteln von Hilfsquellen

- Erschließen und Aufzeigen von Bildungsmöglichkeiten.

6. Der Sozialarbeiter hilft der Kirche sich in Frage zu stellen hinsichtlich ihrer Aufgabenstellung, ihrer Lebensformen und Anschauungen. Dadurch trägt er dazu bei, ihren Auftrag zur tätigen Hilfe zu erfüllen. Deshalb muß er sich ständig mit seiner eigenen Motivation und der Motivation der Kirche zu sozialer Arbeit auseinandersetzen.

7. Der Sozialarbeiter ist nicht nur im Bereich der Kirche tätig, sondern nimmt auch gegenüber öffentlichen und freien Trägern der Sozial- und Jugendhilfe Vertretungsfunktionen wahr. Er ist beteiligt an der partnerschaftlichen Aufgabe der Kirche gegenüber der Öffentlichkeit im sozialen Feld.

Der Sozialarbeiter setzt gemeinsam mit den zuständigen kirchlichen Gremien und Organen Schwerpunkte sozialer Arbeit. Dies ist Voraussetzung für fachgerechte, methodische Arbeit. Die Arbeitsfelder werden nach Ausbildung und Fähigkeit der Mitarbeiter sowie nach örtlichen Gegebenheiten abgegrenzt. Der Sozialarbeiter bedient sich berufsspezifischer, auf wissenschaftlichen Erkenntnissen beruhender Arbeitsformen, die fachlich überprüfbar sind. Hierzu gehört, daß Arbeitsvollzüge transparent gemacht werden. Arbeitsformen sind:

- Soziale Einzelhilfe

- Familientherapie

- Soziale Gruppenarbeit

- Soziale Gemeinwesenarbeit

- Soziale Beratung von einzelnen oder Gruppen und von Institutionen

- Soziale Planung und Administration

- Methodik und Didaktik der Bildungsarbeit.

Zum Schutz des durch die Arbeit begründeten Vertrauensverhältnisses unterliegt er gesetzlich der Geheimhaltungspflicht.

Sozialarbeiter sind angewiesen auf Kooperation und Arbeitsteilung untereinander,

auf Teamarbeit, Praxisberatung (Supervision) und auf Fort- und Weiterbildung, um bei den sich ständig wandelnden sozialen Bedingungen und der Weiterentwicklung wissenschaftlicher Erkenntnisse fachgerecht arbeiten zu können."

Besonderheiten dieses Berufsbildes

Zweifellos weicht dieses Konzept von dem allgemeinen DBS-Berufsbild für Sozialarbeiter/-innen, von dem her bei der Konzeptionierung des kirchlich-diakonischen Konzepts gedacht wurde, wie ausdrücklich betont wird, beträchtlich ab und repräsentiert einen eigenständigen und im Grunde mit dem DBS-Entwurf konkurrierenden Typus.

In der Formulierung "Erkennen von Sachzusammenhängen sowie Kenntnisse von Beziehungen zwischen gesellschaftlichen Widersprüchen und wirtschaftlichen Bedingungen" usw. (1.) spricht sich eine (weder im DBS-Berufsbild noch in der DBS-Ordnung vorkommende) gesellschaftstheoretische Grundlegung aus: eine ökonomische Theorie der gesellschaftlichen Widersprüche, die historisch in der Tradition der marxistischen Klassentheorie liegen dürfte (vgl. auch die Solidaritätsforderung in 3., die angesichts des in I. Gesagten sicher nicht aus der theologischen Solidaritätstradition abgeleitet sein kann; A 6).

Die in 2. genannten "helfenden Prozesse" wirken dort nicht ausdrücklich und ausgesprochen klientenspezifisch, was einer dem allgemeinen Berufsbild des Sozialarbeiters gegenläufigen Gesamttendenz des kirchlich-diakonischen Papiers entspricht: Der Klient tritt stärker zurück; es herrscht eher "Trägerzentrierung" vor. In der allgemeinen Berufsordnung und im "offiziellen" DBS-Berufsbild wird die Motivation der Träger nicht thematisiert, auch nicht die Frage des Verhältnisses von Sozialarbeitermotivation und Trägermotivation, auch nicht das Verhältnis von Gesellschaft und Träger. All dies kommt in dem Papier der hannoverschen Kirchenkreissozialarbeiter - mit je unterschiedlicher Gewichtung - zur Sprache, wobei der o.g. Gesellschaftstheorie eine bestimmte Kirchentheorie, eine bestimmte Vorstellung der Gesamtaufgabe des Trägers Kirche, entspricht:

Gemeinschaftsbildung vor allem (der Gemeindebegriff wird vermieden), und diese Gemeinschaft ist sowohl sozialtherapeutisches Feld als auch Instrument im Sinne der aus dem gesellschaftstheoretischen Ansatz abgeleiteten Ziele. Daß dabei die Trägermotivation als in Konflikt stehend zur Sozialarbeitermotivation vermutet wird, geht aus 6. hervor; hier nimmt die Kirche unter anderem die Position ein, die in anderen Entwürfen von sozialer Arbeit der Klient oder die Gesellschaft einnimmt: Der Träger ist auch das Ziel, Gegenstand sozialer Behandlung (A 7).

Mithilfe dieser grundsätzlichen Argumentation wird ein maßgebliches Anliegen der allgemeinen Sozialarbeiterordnung umgangen: die Erwähnung des rechtlichen Rahmens, in dem der Träger soziale Arbeit veranlaßt (dabei haben die DBS-Konzepte eine konfliktentschärfende Tendenz, die sich z.B. im "Abwägen" der Belange des Klienten und denen der Gesellschaft äußert; statt dessen handelt das hannoversche Papier von der Auseinandersetzung zwischen eigener, sozialarbeiterischer und kirchlicher Sozialmotivation, 6.). Der in der allgemeinen Ordnung die gemeinsame Basis von Träger und Sozialarbeiter kennzeichnende Begriff "freiheitlich-demokratische Grundordnung" ist folgerichtig ersetzt durch den Solidaritätsbegriff in klassentheoretischer Tradition.

Für die kritische Abzielung des ganzen Papieres auf den Träger Kirche sprechen auch Formulierungen wie in 5. ("Der Sozialarbeiter erkennt den Auftrag des Evangeliums an der Kirche an... usw.; nicht: den Auftrag der Kirche o.ä.; Sozialarbeit bejaht hier das Evangelium, soweit seine Intention als Solidarität interpretiert werden kann; mit der kritischen Funktion des Evangeliums auch gegenüber Kirche sieht sich der Sozialarbeiter konform).

Im Aufgabenkatalog (5.) sind vor allem zwei gegenüber den DBS-Ordnungen abweichende Akzente gesetzt: Das "Bewußtmachen von sozialen Zusammenhängen" weist auf ein didaktisch-agogisches Verständnis von Sozialarbeit hin; der Begriff "sozialanwaltliche Funktionen" signalisiert - entgegen der zwar klientenzentrierten, aber dabei neutralisierenden Tendenz der allgemeinen Ordnungen (umschrieben mithilfe des Begriffs "Partnerschaft") - Parteilichkeit und Konfliktbereitschaft.

Bemerkenswert ist schließlich die Betonung der Notwendigkeit der Eingrenzung des Arbeitsfeldes, und zwar sowohl nach personalen als auch nach soziologischen Kriterien (7.).

Kurz: Kirchlich-diakonische Sozialarbeit ist in diesem Entwurf definiert als Mitarbeit an der Befähigung der Kirche zur Wahrnehmung ihres solidarischen Auftrags, der, gestützt durch ein gesellschaftstheoretisches Vorverständnis, als Substrat des Evangeliums gesehen wird.

Das hessen-nassauische Sozialarbeiter-Papier

Zitiert wird im folgenden nur der 1. Teil, überschrieben "Kirchliche Sozialarbeit aus der Sicht kirchlicher Sozialarbeiter":

"Alle Sozialarbeit geht aus von der Hoffnung, daß durch Menschen eine Verbesserung der Lebenssituation durch Änderung des einzelnen und der Gesellschaft möglich ist, und sieht darin ihr Handlungsfeld.

Für kirchliche Sozialarbeit ist die Hoffnung auf Veränderung im beispielhaften Handeln Jesu begründet. Sie leitet ihren Auftrag her von Kirche und Gemeinden. Daraus erwächst, daß kirchliche Sozialarbeit in der Spannung zwischen christlichen Werten und Zielen (wie sie aus dem Handeln Jesu abgeleitet werden können) und den Möglichkeiten des einzelnen, der Gruppe und der Gemeinde zur Verwirklichung dieser Ziele lebt.

Kirchliche Sozialarbeit begegnet aber der Gefahr, daß diese Spannung nicht ertragen, sondern durch gruppeninterne Normen und Strukturen vorzeitig aufgelöst wird. Damit wird eine mögliche Entwicklung von einzelnen und Gruppen auf diese Ziele hin blockiert. Kirchliche Sozialarbeit vollzieht sich deshalb in drei Bereichen (deren getrennte Darstellung nur durch die so verbesserte Übersichtlichkeit begründet ist):

I. Begegnung von Not und Unheil bei einzelnen und Gruppen

Kirche begegnet in der Gesellschaft einzelnen und Gruppen in Not und Unheil. Sie begegnet in ihnen Christus, der sich mit ihnen gleichgesetzt hat, und muß deshalb reagieren. Sie benutzt dafür in ihrer Sozialarbeit Methoden, die zum Angehen sozialer Defizite entwickelt worden sind:

analytisches Vorgehen (z.B. in der Erkennung der Genese des Notstandes)

soziale Diagnose

geschulte Selbst- und Fremdwahrnehmung

wissenschaftlich überprüfbare Beratungsform in der Einzelfallhilfe

soziale Gruppenarbeit

Gemeinwesenarbeit (z.B. mit Minderheiten, deren Probleme aufgrund ihrer sozialen Stellung im Gemeinwesen nicht mehr wahrgenommen werden)

kritische Überprüfung wissenschaftlicher Ergebnisse hinsichtlich ihrer

Anwendbarkeit und ggfs. Umsetzung

Kirchliche Sozialarbeit leistet hier einen vorbehaltlosen Dienst an Menschen und sagt auch hierdurch "Reich Gottes" an. Sie berücksichtigt Gemeinde als Beziehungsebene, die sich für den Klienten öffnet. Sie begreift Gemeinde als Empfänger gebündelter Information über Not und Unheil, die durch Betroffenheit neue Hilfsquellen erschließt.

2. Entwicklung von Strategien zur Verhinderung von Not und Unheil

Kirchliche Sozialarbeit begegnet auch den Ursachen von Not und Unheil, dem Mangel an Zielen, Lebensraum, Wirkraum und Spielraum für den Menschen, den Problemen der den Menschen gesteckten Grenzen, individuell wie kollektiv. Dies begründet eine zweite spezifische Sicht kirchlicher Sozialarbeit, nämlich den Versuch, durch aktive Entwicklungsarbeit (agogisches und politisches Handeln) Not und Unheil zu verhindern.

Hier geraten Ideen und Ordnungsvorstellungen von Kirche stärker in den Mittelpunkt sozialarbeiterischen Handelns. Sie ergeben zwar auch hier nicht die Methode, wohl aber die Ziele kirchlicher Sozialarbeit.

Aber hier geraten Kirche und besonders christliche Gemeinden auch in das Umfeld kirchlicher Sozialarbeit, da deren Glaubwürdigkeit die der Erziehungsziele steigert oder mindert. Auch diese Ebene der Sozialarbeit kann sich nicht auf die hier gestellten Ziele hin isolieren, sondern ist gezwungen, sich mit Kirche und christlicher Gemeinde über die Differenz zwischen tatsächlichem Handeln und dem Anspruch Christi auseinanderzusetzen.

3. Befähigung der Gemeinde zu selbständigem Sozialhandeln (Selbsthilfe)

Diese Differenz begründet ein drittes Feld kirchlicher Sozialarbeit. Kirche akzeptiert hier, daß ihre (Kern-)Gemeinden selbst an Problemen Anteil haben, die sich gesellschaftlich als Not und Unheil auswirken; sie erkennt sich selbst als Mit-Ursache von Not und Unheil. Methoden und Möglichkeiten der Sozialarbeit richten sich hier auf die (Kern-)Gemeinde, die zu selbständigem Sozialhandeln bzw. zur Selbsthilfe befähigt werden muß.

Es sind Erfahrungen zu ermöglichen, die Hoffnung (und damit Motivation), Toleranz und Entwicklungsbereitschaft wachsen lassen. Es sind Strukturen zu entwickeln, die Kommunikation, freundschaftliche Beziehungen, Gruppierung zu selbständigem Sozialhandeln ermöglichen. Gemeinde überschreitet damit ihre bisherigen Begrenzungen und baut so eigentliche Gemeinde neu auf."

Besonderheiten dieses Konzepts

Auch dieses Konzept sozialer Arbeit der Kirche unterscheidet sich erheblich von

der allgemeinen Sozialarbeiter-Ordnung und dem allgemeinen Sozialarbeiter-Berufsbild; es setzt freilich auch gegenüber dem hannoverschen Papier z.T. völlig andere Akzente:

Fixpunkt ist keine ausformulierte Gesellschaftstheorie, auf die hin zu wirken und ggfs. zu agitieren wäre, sondern der biblische Auftrag, von dem her Kirche zu handeln gezwungen ist. Sozialarbeit wird in diesen Auftrag eingebunden, indem das Axiom der Sozialarbeit, die Veränderbarkeit des Menschen, in Beziehung gesetzt wird zum menschenverändernden Handeln Jesu (Einleitung.) Dabei unterscheidet das hessen-nassauische Papier klar zwischen Begründungsebene ("Für kirchliche Sozialarbeit ist die Hoffnung auf Veränderung im beispielhaften Handeln Jesu begründet") und Beauftragungsebene (Kirche und Gemeinden).

Auch hier wird ein Spannungsverhältnis als für kirchliche Sozialarbeit konstitutiv angesprochen: statt der häufig formulierten Spannung zwischen Rechtsorientierung und normenverändernden Impulsen, zwischen Klienten- und Gesellschaftsbelangen (DBS), zwischen Träger- und Sozialarbeitermotivation (Hannover) hier die zwischen Soll und Ist der Kirche bzw. auf anthropologischer Ebene (die hier weitaus stärker zum Tragen kommt als in dem vorgenannten Konzept) die zwischen christlicher Wertorientierung, christlichen "Zielen", und den Realisationsmöglichkeiten durch einzelne, Gruppen und Gemeinden. Das theologische Problem von Gesetz und Evangelium scheint angesprochen, wo von der Gefahr gehandelt wird, daß diese Spannungen vorschnell durch gruppeninterne Normen und Strukturen aufgelöst zu werden pflegen. Ist im hannoverschen Papier "Gemeinschaft" eine relativ allgemeine, verallgemeinerungsfähige Größe (was dort über sie ausgesagt wird - sie bedarf planmäßiger Einübung, entwickelt Motivationen zu sozialer Aktivität, bietet Möglichkeiten zur Identifikation usw. -, ist nicht unbedingt kirchengemeindespezifisch, sondern kann so von jeder anderen sozialen Gruppe ebenfalls ausgesagt werden), so wird sie hier stärker spezifiziert, wird als bestimmt durch ihre Existenz im Widerspruch zwischen religiösem Anspruch und gemeindlicher Wirklichkeit dargestellt. Von daher erklärt sich die Wichtigkeit des Glaubwürdigkeitsproblems und des Stimmigkeitsproblems: Es wird kirchliche und sozialarbeiterische Identität angestrebt, wobei das Interesse weitaus stärker als im hannoverschen Entwurf auf Harmonisierung ausgerichtet zu sein scheint.

Formal spiegelt das Konzept die traditionelle Einteilung sozialer Arbeit in soziale Einzel-, Gruppen- und Gemeinwesenarbeit wider, wobei freilich als von anderen Konzepten unterscheidendes Kriterium hier Gemeinde als Spezialfall des Gemeinwesens steht und insofern kirchliche Sozialarbeit als gemeindebezogene Sozialarbeit identifiziert wird. Zu den allgemeinen Gemeinwesenbestimmungen kommen daher kirchengemeindespezifische hinzu (Reich Gottes z.B.). Erweitert ist das klassische und im Blick auf Gemeindebezogenheit modifizierte Konzept um einen Teil (2.), der gesellschaftliche Aufgaben formuliert. Wenn danach die Aufarbeitung des Schuldanteils von Kirche und Gemeinden an gesellschaftlicher Not thematisiert wird, zeigt sich, warum die gesellschaftlichen Aufgaben weithin analog zu den Aufgaben an der Kirche formuliert werden können: Kirche erscheint in gewisser Weise als vergesellschaftet, partizipiert an

den gesellschaftlichen Konflikten, ist eingebunden in die Verursachungsstrukturen von Not etc. (3.).

So kommt zustande, daß beide kirchlich-diakonischen Konzepte von Sozialarbeit - bei aller Verschiedenheit im Ansatz - darin übereinstimmen, daß Kirche (im hessen-nassauischen Papier prononcierter als kirchliche Sozialform Gemeinde) sowohl als Träger als auch als Adressat sozialer Arbeit erscheint.

Das hessen-nassauische Papier versucht in einer Art Curriculum, Klienten-, Kirchen-, Gemeinde- und Gesellschaftsorientierung miteinander zu verbinden, sucht nach den Berührungen, nach Überschneidungen zwischen diesen vier Größen und versucht dieses Miteinander zu begründen, auf der Basis eines sowohl wert- als auch gesellschaftsorientierten Kirchenverständnisses. Dem Konzept mangelt, daß diese mit der Theorie der Sozialarbeit in Beziehung gesetzte Kirchentheorie immer nur andeutungsweise entfaltet wird.

Als Spezifikum dieses Konzepts kirchlicher Sozialarbeit bleibt festzuhalten: Es geht darin um die Gemeindewerdung von empirischer Gemeinde mithilfe von Sozialarbeit, die ihre spezielle Wertorientierung mit der Gemeinde gemeinsam hat.

FAZIT

> Sozialarbeit ist in Kirche und Diakonie eine Realität, und mit ihr "liegt ein ungewohnter Entwurf von Macht vor. Er ist genau entgegengesetzt dem, den unsere technisch-rational gebaute Welt immer einseitiger ausbildet. Dort wird Macht als Verfügungsgewalt ausgeübt" (A 8); auch in der Sozialarbeit und ihren Vollzügen wird Macht ausgeübt, aber "jetzt ist es Macht, die beim Gegenüber Macht weckt und bildet" (A 9).

> Tatsache ist, daß im diakonischen Raum mehr oder weniger originelle Entwürfe spezifisch diakonischer Sozialarbeit vorhanden sind. Diakonie tritt hier mit ihren Konzepten in einige Konkurrenz zu anderen Vorstellungen und Praktiken von Sozialarbeit. Ihre Besonderheit besteht in der von anderen Entwürfen abweichenden Verhältnisbestimmung der vier am Prozeß sozialer Arbeit beteiligten Größen: Gesellschaft, Träger, Sozialarbeiter, Klient.

> Die Praxis schränkt diesen theoretischen Anspruch ein Stück weit ein: Ein über der Sozialarbeit weithin gebreiteter Konformitätsdruck liegt offensichtlich auch über kirchlicher Sozialarbeit; z.B. in der Landeskirche, die über ein besonders "progressiv" anmutendes Sozialarbeitskonzept verfügt, geschieht offensichtlich im großen und ganzen nichts Strukturenveränderndes (die Projektgruppe aus der hannoverschen Landeskirche formuliert über die sozialarbeiterische Zielvorstellung von der Korrektur sozialstruktureller Defizite vielsagend: "In der Untersuchung gibt es... Hinweise darauf, daß eine konsequente Umsetzung von Zielen in bestimmte Handlungsschritte zur Zeit nicht erfolgt"; A 10).

> Das heißt unter anderem, daß Sozialarbeit dort dem Konflikt mit dem Anstellungsträger meist ausweicht: daß nicht - wie im kirchlich-diakonischen Berufsbild formuliert - die Sozialarbeit der Kirche verhilft, sich in Frage zu stellen o.ä., sondern daß vielmehr die offen geäußerte Befürchtung vieler Sozialarbeiter, ihre Arbeit könnte dem Anstellungsträger evtl. als wenig sinnvoll oder notwendig erscheinen, zur Angleichung ihrer Arbeit an die wenig sozialreflektierten Vorstellungen ihres Anstellungsträgers führt. Hier, an einer Nahtstelle zwischen kirchlicher und diakonischer Praxis, tut sich ein Folgeproblem des rechtlich neu definierten Miteinanders von Diakonie und Kirche auf: Kirche - um es einmal so pauschal zu sagen - scheint größtenteils die von der Sozialarbeit der Diakonie kommenden Impulse nur bedingt zuzulassen; von den ungelösten wissenschaftstheoretischen Grundlagenproblemen zwischen Theologie und Sozialarbeit ganz zu schweigen.

> Hinzu kommt, daß auch die freien Träger sozialer Arbeit so frei nicht sind; weithin trifft auch auf die diakonische Sozialarbeit zu: "Machbar ist bei ihnen (= den Verbänden der freien Wohlfahrtspflege) auch nur, was finanzierbar ist. Finanzierbar ist das, was einen Anspruch auf kostendeckende Pflegesätze ergibt und was hohe Zuschüsse aus öffentlichen Mitteln verspricht. Und das sind genau die Aufgaben, die allgemein anerkannt und politisch zugelassen sind" (A 11).

> Zugelassen ist, was weithin in diakonischer Kirchenkreissozialarbeit für die konkrete Praxis "wesentlich bestimmend" (A 12) ist: die Arbeit für und mit Klienten, Anregung und Beratung einzelner Gemeinden und kirchlicher Mitarbeiter, z.T. projektorientierte Arbeit, die Vertretung gegenüber Kommunen etc. und anderen Verbänden. Das ist wichtig und viel - angesichts weithin entdiakonisierter Gemeinden; es bleibt - gemessen am Anspruch der Sozialarbeit - beträchtlich hinter den selbsterklärten Zielen zurück.

ANMERKUNGEN

- 1) Zitiert nach I.Lukatis, Kirchenorganisatorische Leitvorstellungen usw., 28
- 2) Wiedergegeben z.B. in ZfStrVo 1,75, 59 f.; von dort zitiert.
- 3) Zum Ganzen vgl. z.B. M.Geiger, "Rehabilitation" - ein Begriff auf dem Prüfstand, HbZDK I, 1978, 203 ff.
- 4) In Lukatis/Wesenick, 157 f.; das Berufsbild entstand im Anschluß an das DBS-Berufsbild (so Lukatis, 28) durch eine Arbeitsgruppe aus Kirchenkreissozialarbeitern und Mitarbeitern der Fachberatung für offene Sozialarbeit im DW Hannover; im Rahmen einer Sozialarbeitertagung wurde der Text 1974 mehrheitlich beschlossen.
- 5) Das Papier entstand 1978 in der Kommission Beratungsdienste von DW Hessen-Nassau/Caritasverband; federführend seitens des DW: H.Reininger; das Papier wurde der Caritas/Diakonie-Konferenz vorgelegt, in der Geschäftsführung des DWHN besprochen und allen hessen-nassauischen Dekanatsstellenleitern/-innen zur Kenntnis gegeben; das Konzept besteht aus zwei

Teilen: Der erste thematisiert kirchliche Sozialarbeit und ist der hier interessierende Teil, der zweite Teil behandelt das Verhältnis Sozialarbeit/Seelsorge.

6) Zu den beiden Solidaritätstraditionen vgl. E.Haug, Sozialwissenschaften in der kirchlichen Praxis, 1975: "Diese in zwei Traditionen antithetisch gefaßte Alternative dessen, was S.(olidarität) bedeutet, muß aufgearbeitet werden. Dabei gibt es ... sicherlich vermittelnde Positionen."

7) Ähnlich H.Seibert, Zielorientiertes Handeln in der Sozialarbeit der Kirche, SOZIALPÄDAGOGIK 6/79, 269; von einem "Lebensentwurf Jesu"-Konzept her (nach H.P.Schmidt) argumentierend, heißt es dort: "Die Intentionen Jesu, als Kriterium anerkannt, würden nahelegen, vor allem die sozialen Institutionen Familie und Kirche... zu 'bearbeiten', ja zu resozialisieren."

8) D. von Oppen, Die zweite Welle des sozialen Handelns, HbZDK I, 69

9) Ders., aa0

10) Aa0 127

11) W. Bäuerle, Soziale Intervention unter Systemzwang, in: Awo-Bundesverband (Hg.),

Sozialarbeit und Sozialpädagogik. Programm und Praxis, 1973, 8

12) Hann. Projektgruppe, 126

IMAGEPROBLEME DER SOZIALEN ARBEIT

Referat bei der Fachtagung der Fachgruppe Sozialarbeiter/Sozialpädagogen der SMD am 19.10.1996 in Wiesbaden-Naurod

Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen für die Sozialarbeit und das soziale Klima haben sich in erstaunlich rascher Zeit verändert. Das zeitliche Zusammenfallen vor allem dreier konkreter Faktoren machte die Veränderung deutlich.

Die Veränderung bestand

a) in der stufenweisen Einführung der Pflegeversicherung (mit privatisierenden, deregulierenden u. ä. Elementen; Privatisierungselemente stecken etwa im neuen Pflegeversicherungsrecht, und zwar auf beiden Seiten, bei Anbietern wie Abnehmern; es gab und gibt Auftrieb für private Anbieter, und andererseits wird die Familie entscheiden, wieviel sie an Pflege hinzukaufft; in gewisser Weise wird Pflege auch zum Teil des Familieneinkommens),

b) in der Aufgabe des Selbstkostendeckungsprinzips im Sozialhilferecht (per Implantationsverfahren sozusagen: die neuen §§93f. wurden in die bestehende BSHG-Struktur implantiert - übrigens ohne Konsultation der freien

Wohlfahrtspflege) bei

c) gleichzeitiger Öffnung des Anbietermarktes:

Das Soziale soll umfassend etwas Geschäftsmäßiges werden, etwas Kommerzielles. Die wirtschaftliche Marktlogik hat die letzte Bastion gestürmt (bis dahin gehörte zum sozialen Konsens in der Bundesrepublik, daß es wenigstens einen Bereich geben sollte, nämlich den sozialen, in dem die industriell-marktwirtschaftliche Logik nicht gelten sollte, sondern eine sozialetische, die subsidiäre). Das war nicht schwer, denn die Tore waren politisch weit aufgestoßen. Von Bonn wie von Brüssel her. Nach einem Urteil des Europäischen Gerichtshofes fallen ja auch Tätigkeiten von Religionsgemeinschaften, wenn sie Dienstleistungscharakter haben, unter die Marktgesetze, also auch die Arbeit von Diakonie und Caritas. Ein einheitlicher europäischer Sozialraum ist zwar noch nicht da, aber die Träger der freien Wohlfahrtspflege kommen künftig wohl nicht umhin, der Qualitätsstrukturierung des europäischen Marktes durch die DIN EN ISO 9000ff. entsprechen zu müssen und sich vermehrt gegeneinander und gegen ausländische Anbieter in Konkurrenz behaupten zu müssen.

Der Sturm auf den Sozialkunden hat auf jeden Fall begonnen.

Rasch hat sich in Fachliteratur und politischen Texten die Sprache verändert: statt des Patienten oder Klienten - das waren auch schon keine berührend schönen Wörter - begegnet uns nun der Leistungsanwender, der Nutzer oder eben besagter Kunde. Und aus dem Dienst wurde eine Dienstleistung (J.Degens neues Buch heißt "Diakonie als soziale Dienstleistung"), denn die neue Soziallogik, die sich derzeit einbürgert bzw. die aufgezwungen wird, kommt in Gestalt von Service- und Dienstleistungslogik (dabei ist die Entwicklung der Bundesrepublik Deutschland zu einer Dienstleistungsgesellschaft ein strukturlogisch durchaus riskantes Experiment - als Antwort auf die Krise des wertschöpfenden Industriesystems, mit dem das Dienstleistungssystem die Ökonomie teilt). Sie wird das Helfen gründlich verändern.

Soziale Serviceunternehmen sind anscheinend personell und zeitlich flexibler als die herkömmlichen Hilfemodelle z.B. der alten freien Wohlfahrtspflege, d.h., die Unternehmen sind nicht an die Maßgaben des Öffentlichen Dienstes oder kirchlichen Dienstrechts gebunden (und bis vor kurzem galt die angemessene soziale Sicherung der in Sozialberufen Tätigen noch als soziale Errungenschaft). Dienstleistungslogik bedeutet gegenüber der alten Soziallogik strukturell also einen doppelten Zerbruch: einen in der Träger-Mitarbeiter-Beziehung (diese Beziehung wird nach wirtschaftlichen Erfordernissen "flexibilisiert") und ein Zerbrechen von Helfen in einzelne Handlungen, die abgerechnet werden, und ggf. in verschiedene Agenturen, die abrechnen. Wie in der Entwicklung der häuslichen Krankenpflege vorabgebildet.

M.Kreplin definiert: "Eine Dienstleistung ist eine abgrenzbare Handlung zugunsten

eines Kunden. In der Marktwirtschaft ist das Verkaufen der Dienstleistung das Ziel. Um am Dienstleistungsmarkt bestehen zu können, muß die Qualität der Dienstleistung und ihr Preis in einem angemessenen Verhältnis stehen. - Häufig umfaßt der Verkauf von Dienstleistungen auch die Pflege der Beziehung zum Kunden. Die Beziehung zum Kunden wird allerdings nur gepflegt, um den Verkaufserfolg zu steigern."

Auf die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in sozialen Feldern kommt über kurz oder lang der Zwang zu sog. Zeitmanagement und zur Fremd- und Selbstüberprüfung an Qualitätsstandards zu; da nur bestimmte Leistungsstandards und deren Erbringung in bestimmter Zeit bezahlt werden, bekommt soziale Arbeit Zielorientierungen, die ihr bislang fremd, z.T. auch suspekt, waren, z.B. Effektivität, out-put-Orientierung.

Die Situation ist dergestalt, daß Lothar Böhnisch schreibt, mit der zur Zeit statthabenden Individualisierung, Marktverlagerung sozialen Handelns u.ä., also mit dem Zerfall wohlfahrtspolitischer Positionen, sei das bisherige Selbstverständnis der Profession "Sozialarbeit" grundlegend in Frage gestellt und auch im "Kontext der Fachroutine" nicht mehr zu sichern. Er sieht also ganze Zweige sozialer Arbeit mit ihren Ansprüchen zusammen mit der alten Soziallogik dahinsterben, meint, herkömmliche Sozialarbeit passe eigentlich nicht mehr zur neuen Markt- und Konkurrenzlogik.

Es gibt aber auch eine andere Reaktion in der Sozialarbeit, eine, die sich sozusagen gegen sich selbst richtet. Auch diese Reaktion ist heftig, nutzt freilich die veränderten Rahmenbedingungen zu einer harten Abrechnung mit der seitherigen Sozialarbeit. Wenn sich etwa Vertreter der aktuellen Empowerment-Bewegung in der Sozialarbeit zu ihrem Konzept äußern, dann zerschlagen sie oft alles, was der "alten" Sozialarbeit lieb und teuer war, wovon und womit sie jahrzehntelang gelebt hatte: nach Norbert Herriger war die klassische Sozialarbeit nichts als eine "Inszenierung von Hilfebedürftigkeit", Teil einer "aufgezwungenen, unterdrückenden und entmündigenden Hilfe"; Empowerment dagegen ist "Selbstbefreiung", ein Bruch "mit lieb gewonnenen Gewißheiten der helfenden Profession", stellt "das lange Zeit vorherrschende 'advokatorische Modell psychosozialer Arbeit' radikal in Frage".

Herkömmliche Sozialarbeit gerät also gesellschaftspolitisch in Krisen, Sozialarbeit erzeugt aber auch selbst Krisen der Sozialarbeit.

Längst werden organisatorische Tatsachen geschaffen, die die neuen Entwicklungen befördern werden.

- Altherwürdige Vereine oder Stiftungen mutierten zur Gesellschaft mit Aufsichtsrat oder wurden zweigeteilt in einen Idealverein (nach dem seitherigen Modell) und ein davon rechtlich abgetrenntes Segment, das durch und durch ökonomisch geführt werden kann.

- Es entstehen Holdings, die GmbHs unter sich versammeln und damit außerhalb

der üblichen verbandlichen wie der staatlichen Planungsstrukturen arbeiten, auch außerhalb des öffentlichen Dienst- und Arbeitsrechts.

Gesellschaften unter Holdings entwickeln in der Regel ein eigenes Gehalts- und Leistungsmodell und Managementstrukturen: Um die unternehmerischen Herausforderungen bestehen zu können, wurden in den neuen sozialen Unternehmen die zur Zeit vielbeschworenen flachen Hierarchien mit kurzen Entscheidungswegen installiert; d.h., die Differenzierungen der unter einer "kleingehaltene" Leitung tätigen Mitarbeiter/-innen werden eingeschränkt oder weitgehend aufgehoben: sie stellen sich zu verschiedenen fachlich spezialisierten Einheiten, Arbeitsgruppen u.ä. zusammen - je nach veränderter Betriebsaufgabe in den Marktherausforderungen (bei der Umwandlung der [kath.] Stiftung Liebenau in eine Holding für fünf neue Rechtsträger wurden z.B. solche Veränderungen der herkömmlichen Leitungsstruktur sozialer Einrichtungen durchgeführt). Durch das in solchen gGmbH's eingeführte Zusammenhandeln fachlicher und wirtschaftlicher Kompetenz wie durch die damit verbundene neuartige Verantwortungsverteilung für "Erfolg" oder Risiko für das Unternehmensganze entstehen Kompetenzplateaus, die mit den seitherigen dienstrechtlichen u.a. Systematiken nicht recht einzufangen sind.

Und: "Klassische" Querschnittsaufgaben (wie sie z.B. Referenten/-innen in Geschäftsstellen er freien Wohlfahrtspflege o.ä. erfüllen) entfallen, Entscheidungsbefugnisse verlagern sich zu den o.g. Einheiten hin.

- Daß man künftig - getreu der Service-Logik - im Extrem eigentlich nur noch ein Haus und ein Management braucht und alles andere durch "angemietete" Service-Unternehmen (von denen man sich ggf. auch wieder risikolos trennen kann) tun lassen kann - also Ernährung, Reinigung und ... die Pflege ! - , realisierte z.B. eine Caritas-Einrichtung in Frankfurt/M.

- Man kann auch ganze Einrichtungen "mieten": irgendjemand tritt als Sponsor auf, und ein Verband der Wohlfahrtspflege steigt ein als Betreiber.

- Vor allem private Anbieter überlegen offenbar zur Zeit, ob sie Hilfebedürftige nicht gleich in die Billiglohnländer schaffen - nachdem es z.T. Probleme mit dem Import von pflegenden Billiglohnkräften (z.B. aus Osteuropa) nach Deutschland gibt.

Mit solchen Konzepten werden nicht nur Einkünfte und Mitarbeiterschaften "flexibilisiert", sondern auch die Räume, in denen Hilfe geschieht, werden "bewegt".

- Oder es gibt auch das: Mitarbeiter traditioneller Einrichtungen machen sich mit dem dort erworbenen Wissen selbständig und nehmen ihre Klienten und Patienten gleich mit. Die Verhältnisse fördern die Entstehung privatisierter sozialer Arbeit.

- Manche der herkömmlichen Sozialeinrichtungen werfen aber auch das Handtuch - und andere entflattern der seitherigen, z.B. der kirchlichen, Bindung.

Da die Veränderungen bereits Konturen haben und in Strukturen geronnen sind, wird man sich auf sie einstellen müssen.

Noch nicht so recht abzusehen ist, wie die Klientels reagieren werden, wenn sie merken, daß sie es im Sozialbereich nicht mehr so sehr mit "idealistischen Vereinen" zu tun haben als vielmehr mit ganz "normalen", gewinnorientierten Unternehmen.

Diese Wahrnehmung wird das Image der sozialen Arbeit erheblich betreffen.

Und dazu ein Letztes. Auf jedem Markt gibt es Marktgewinner und Marktverlierer. Das wird auf dem sozialen Markt vermutlich nicht anders sein. Es wird eine soziale Arbeit geben, die sich selber tragen kann, die also nach den Kriterien des Marktes besteht. Aber es wird auch eine soziale Arbeit für die zu erwartenden Marktverlierer geben müssen, für die, die nichts zahlen können für soziale Dienstleistungen. Es entsteht, vor allem in den größeren Städten in den neuen Bundesländern, eine selbst marginalisierte Sozialarbeit, aus ständig selbst bedrohten ABM-Stellen oder Zeitstellen bestehend.

Sozialarbeit hat aber auch seit geraumer Zeit - manche glauben: von Anfang an - objektive und objektivierbare Probleme, die in der allgemeinen Krise nur offener werden.

1. Wissenschaftstheoretische Probleme

Die Sozialarbeit hat ungeklärte wissenschaftstheoretische Grundprobleme; dazu gehört vor allem die Frage, wie die verschiedenen interdisziplinären Schulen eigentlich sachgerecht in Beziehung gesetzt werden sollen. Der Pluralismus der Menschenbilder und methodischen Prämissen selbst innerhalb einzelner Ansätze läßt sich kaum mehr, höchstens paradox, zusammendenken, von einer wünschenswerten Handlungsintegration ganz zu schweigen. M.Textor stellte die in den letzten Jahren dominierenden Erklärungsansätze für abweichendes Verhalten einmal nebeneinander und zählt auf:

- das Krankheitsmodell
- das Konstitutionsmodell
- das Streßmodell
- das psychodynamische Modell
- das Entwicklungsmodell
- das lerntheoretische Modell
- das kognitive Modell
- das Humanistische Modell
- das phänomenologisch-existentialistische Modell
- das Labelling-Modell
- das mikrosoziale Modell
- das makrosoziale Modell

Kaum weniger ausgeprägt ist die gesellschaftstheoretische Vielfalt; im Grunde ist ganz ungeklärt, auf welches Gesellschafts- und Gemeinschaftsbild soziale Arbeit hinauslaufen soll. Da gibt es Pluralismusmodelle (auf der Grundlage der Vorstellung vom institutionalisierten Interessenausgleich), die Kritische Theorie der Frankfurter

Schule, die im Grunde noch immer marxistische Klassen- und Kapitalismustheorie, das eigentlich amerikanische Systemmodell usw.

Aus der nicht-wissenschaftstheoretischen Umgangsweise mit all diesen anthropologischen und gesellschaftstheoretischen Ansätzen entstehen Konglomerate, Vermischungen aus Erklärungs- und Handlungsmodellen, "persönliche Theorien" (Textor). Aber nicht nur die Ordnung der Vorstellungen, der Menschenbilder, der Vergemeinschaftungsvorstellungen usw. ist de facto im Vollzug nicht mehr möglich, sondern auch die Person als Integrationsort; denn selbst wenn ein berufsmäßiger Helfer all dies in einem therapeutischen o.ä. Prozeß zusammendenken könnte, was kaum möglich scheint: er muß zudem "mit verbaler und nonverbaler Kommunikation, individuellen Codes, intrapsychischen und interpersonalen Prozessen" und vielem anderen umgehen, "muß gleichzeitig sich selbst und seine Wirkung auf die Klienten beobachten, sein Handeln planen und Therapietechniken einsetzen. Es ist offensichtlich, daß er nicht all die vielen tausend Eindrücke, die fort-während auf ihn einströmen, wahrnehmen, ordnen, reflektieren und auswerten kann. Um handlungsfähig zu bleiben, muß er sich auf einen Ausschnitt der Realität konzentrieren" (ders.).

Der berufsmäßige Helfer kann im Hilfe-prozeß nicht wissenschaftstheoretisch ordnen oder zuordnen, sondern muß im Hilfevorgang radikal Komplexität reduzieren, Wirklichkeit verkürzen. Das Wissen davon, was er alles weglassen muß, was er tunlichst zu vergessen hat, wird immer größer. Die Komplexität der Situation ist jedem fähigen Helfer bewußt, zugleich die fast kümmerliche Ausschnitthaftigkeit seines Tuns - und die eigentliche Beliebigkeit und persönliche Vorliebfähigkeit der angewandten Arbeitsweisen.

Hinzu kommen bei Berufshelfern die unterschiedlichen Leistungserwartungen seitens der Träger sozialer Arbeit (Staat, Kirchen, Verbände der freien Wohlfahrtspflege u.a.m.), bestimmte Werte und Zielvorstellungen, die auf das Handeln einwirken. Hinzu kommt das Einschätzenmüssen rechtlicher Rahmenbedingungen, der Möglichkeiten und Grenzen der Finanzierungsträger dieser sozialen Arbeit; in Konkurrenzsituationen kommt nicht selten erhebliche Existenzangst auf (wenn einer z.B. die ständige Nicht-Eignung seines Programms, seines Handlungsmodells, für seine Klientel oder seine Patienten erlebt, sich deswegen heftig gegen die Evaluation, Bewertung und "Bemessung" seiner Arbeit wehren muß und damit die Legitimitätskrise mancher Bereiche sozialer Arbeit noch verschärft) - und dies betrifft das Thema "Überforderungskrise" (s.u.).

So läßt sich sagen: Helfen wurde rational gemacht und zu hochspezialisierten Berufen. Aber angesichts ungeklärter wissenschaftstheoretischer Grundfragen und dabei ständig wachsender Zahlen neuer Erklärungs- und Handlungsmodelle, bei ständigem Ausdifferenzieren der Menschenbilder und der Hilfemethoden, angesichts der zunehmenden Situationskomplexität, weiß im Grunde keiner mehr wirklich, ob und wie rational das ist, was als soziale Arbeit geschieht. Wolf Rainer Wendt (1992) sagt es z.B. so: "Wir wissen heute viel weniger als früher, ob bei Erziehungsschwierigkeiten eine Heimunterbringung angebracht ist (und haben

mehr Alternativen zu berücksichtigen), was ein Süchtiger oder Nichtseßhafter braucht und wie sich Pflege angemessen gestalten läßt."

2. Die hilfetheoretische Krise

Wir haben diese Krise, seit sich die Sozialwissenschaften mit sich selbst beschäftigen, mit ihren Gründen und Motiven. Im Zuge dieser Selbstbeschäftigung wurde das Helfen gründlich entzaubert, entmythologisiert, sogar z.T. diskreditiert. Manche Haltungen des Helfenwollens sind fast verdächtig.

In psychologischer Betrachtung erscheint Helfen meist als Ausdruck einer Unfreiheit, Folge eines Über-Ich-Zwangs oder eines besonderen Mangels. So suchen nach H.E. Richter (1976) Menschen, die eine soziale Tätigkeit wählen, Kommunikation und eine Vervollständigung ihrer selbst. Nach W.Schmidbauer (1977) ist der Helfer häufig ein "verwahrlostes, hungriges Baby hinter einer starken, prächtigen Fassade". Das sog. Helfersyndrom habe 5 Bausteine:

- narzißtische Verletzung durch Eltern oder andere Bezugspersonen in der Kindheit,
- starre Identifikation mit einem Ideal (Über-Ich), das höchste Ansprüche stellt,
- uneingestandenes Bedürfnis nach Liebe zum Ich,
- die Unfähigkeit, zu nicht-hilfebedürftigen Menschen eine gleichrangige Beziehung aufzunehmen,
- indirekte und unbewußte Aggression gegen Menschen, die keine Hilfe beanspruchen.

Schmidbauer ist daran gelegen zu zeigen, daß Helfen in vielen Formen die Vermeidung wirklicher Gegenseitigkeit ist. Die HelferIn/der Helfer will "gebraucht" werden: eine Ersatzerfahrung für Geliebtwerden. In diesem Syndrom darf die/der eine, dem eigenen überhöhten Ideal zufolge, nicht schwach sein, muß immer nur helfen; und die/der andere soll nicht stärker und gesünder werden, sonst ginge die Beziehung verloren, von der ihr/sein Helfer lebt.

Johannes Degen äußerte sich unlängst zum verlorengegangenen Pathos des Helfens bzw. zur "Säkularisierung des Helfens im entwickelten Sozialstaat". Wir seien heute soweit, daß seitens einer Wohlstandsgesellschaft nur noch "professionelle Problementorgung" erwartet werde; andererseits dominiere der "soziale Job ohne pathetische Füllung", ein Sozialberufsverständnis, in dem "individuelle Motivationsmuster zum helfenden Handeln...den Rang von belanglosen Stimmungen" hätten. Eingespielt habe sich zudem die Gewöhnung an die Verweisung an Programme.

3. Studieninhaltliche und -organisatorische Probleme

E.Quambusch und H.Th.Schmidt (1991) gehen mit der bundesrepublikanischen Sozialarbeitsausbildung hart ins Gericht; sie sprechen vom "altbekannten Problem der völlig unzulänglichen Ausbildung, die an den meisten Fachbereichen für

Sozialwesen praktiziert wird", bemerken, die Sozialarbeiterausbildung, "wie sie bisher in den westdeutschen Ländern durchgeführt worden ist, muß im allgemeinen als gescheitert angesehen werden. Denn sie entspricht bei weitem nicht den Erwartungen der Berufspraxis. Die Kritik, die seit mehr als 2 Jahrzehnten in der Fachpraxis und in der Fachliteratur geübt wird, ist vernichtend. Besonders hervorzuheben sind in diesem Zusammenhang die deutlich negativen Urteile der kommunalen Spitzenverbände, deren Mitglieder die meisten Sozialarbeiter beschäftigen".

Die "vernichtenden" Urteile gründen allgemein auf der Feststellung, daß das Studium "die gewünschte Problemlösungskompetenz nicht vermittelt", und speziell auf Mängeln in der rechts-, verwaltungs- und organisationswissenschaftlichen Ausbildung, verbunden mit einer "leistungsfeindlichen Prüfungspraxis". Die beiden Verfasser referieren eine Tendenz zur Substitutionspraxis in Sozialämtern, die in der Tat alarmierend ist: demnach bestehe zunehmend die Neigung, "Verwaltungsfachkräften eine sozialpsychologische Nachqualifikation zu verschaffen, da dies offenbar für unproblematischer gehalten wird, als den Sozialarbeitern die benötigten Rechtskenntnisse zu vermitteln".

Die Verfasser sehen außerdem einen Zusammenhang zwischen Ausbildungsqualität und Sozialarbeiter-Arbeitslosigkeit: unter Berufung auf die Untersuchung von Parmentier/Stooß verweisen sie auf die Tatsache, daß "die Zahl der arbeitslosen Sozialarbeiter und Sozialpädagogen außerhalb Baden-Württembergs und Bayerns, jeweils bezogen auf die Einwohnerzahl, mehr als doppelt so hoch ist"; in den beiden genannten Bundesländern sei die Ausbildung "nachfragegerecht" und die Prüfungspraxis leistungsorientiert.

Harro Dietrich Kähler und Manfred Schulte-Altendorneburg (1995) kommen bei ihrer kritischen Schau der Grundstrukturen des gegenwärtigen Lehr- und Lernbetriebs an staatlichen Fachbereichen Sozialwesen (vor allem in Nordrhein-Westfalen, aber mit der Tendenz zur Verallgemeinerungsfähigkeit) zu folgendem Schluß: es gebe ein "oft geradezu peinliches Leistungs- und Ausbildungsniveau" auf der Grundlage eines "problematisch geringen Studienaufwands". In Zustimmung zu Untersuchungsergebnissen von W. Fricke und G.Grauer (1994) und G.Schindler (1994) stellen sie eine Tendenz zur Auflösung der Studentenrolle fest, d.h., die Neigung zu minimalistischen Studienstrategien. Eine nicht nur studienbegleitende, sondern z.T. studiendominierende Erwerbstätigkeit lasse für einen großen Prozentsatz der Studierenden (die Verfasser sprechen im Blick auf die von ihnen untersuchten Hochschulen von ca. 90%!) nicht mehr zu, daß das Studium der Lebensmittelpunkt sei; im besten Falle gebe es ein "gleichberechtigtes Nebeneinander von Studium, Erwerbstätigkeit und Familie/Partnerschaft".

Symptomatisch für diese Situation sei die "hohe Schwundquote der Studierenden ohne selbstkritische Reaktionen", und zwar sowohl auf die Teilnahme während des Semesters bezogen (gegen Semestermitte brechen die Teilnehmerzahlen von Lehrveranstaltungen häufig kraß ab) als auch auf das Studium insgesamt (bis zu einem Drittel der Immatrikulierten nimmt das Studium entweder gar nicht erst auf

oder bricht sehr schnell ab).

4. Das Sozialmütterlichkeitsdilemma

Die "doppelte Vergesellschaftung" (Marianne Künzel-Schön, 1994) der Frauen in Haushalt und Beruf wirkt sich in der Sozialarbeit mannigfach aus.

Es gibt in der Sozialarbeit offenbar eher weibliche und eher männliche Arbeitsfelder. In den weiblichen Feldern (vor allem: Schulen, Kindertagesheime, Gesundheitsamt) ist die durchschnittliche Entlohnung - 6,3% hohe, 68,1% mittlere, 25,6% niedrigere Besoldungsgruppe - deutlich niedriger als in den männlichen Arbeitsfeldern (Sozialamt, Jugendamt, Strafvollzug u.ä.; dort: 34,9% hohe, 42% mittlere und 23,1% niedrigere Besoldungsgruppe [dies.]).

Die Forschung sieht einen Zusammenhang zwischen den bei Sozialarbeiterinnen gegenüber Männern häufigeren Berufspausen bzw. Teilzeittätigkeiten und der Tatsache, daß in der sozialen Arbeit überwiegend Männer Leitungspositionen innehaben. In der Sozialarbeit verhält man sich in herrschaftssoziologischer Sicht faktisch geschlechtsstereotyp.

Das weibliche Verhaltensmuster in der Sozialarbeit, das die gesellschaftliche Stellung der sozialen Arbeit entscheidend prägt, sehe, so wird gesagt, folgendermaßen aus: "Lieber nicht so viel verdienen, lieber weniger Verantwortung tragen in leitenden Posten, wichtig ist mehr Freizeit für Privatleben, Kinder, Vereine, vielleicht auch für politische Arbeit oder eine künstlerische Arbeit. Sozialarbeit... ist also in vielen Aspekten immer noch in starkem Maß öffentlich gemachte Mütterlichkeit" (Esther Modena-Burkhardt).

5. Nutzenzweifel und Ohnmachtserfahrungen

Das seitherige sozialstaatliche und sozialarbeiterische Modell vermag weder, eingetretene Armut quasi rückgängig zu machen, noch weitere Verarmung im Vorfeld, also präventiv, aufzuhalten. Die der Sozialarbeit im Sozialstaat zugewiesenen Instrumentarien und Mitwirkungsmöglichkeiten reichen nicht auf die Ebenen, auf denen Armut vor allem entsteht (Arbeits-, Wirtschafts-, Wohnungs-, Bildungs-, Technologie-, Familienpolitik). Und sozialtherapeutische Ansätze, wie sie von der sozialen Arbeit integriert wurden, können meist nur noch eine Art Trost spenden - was nicht nichts ist, aber, gemessen selbst an sehr früher sozialer Tätigkeit (etwa der Inneren Mission), zu wenig.

Die Erfahrungen an der Armuts- oder Arbeitslosigkeitsfront sind deprimierend. Mitte der achtziger Jahre waren weniger als 1% der Arbeitslosen in Arbeitsloseninitiativen aktiv. Vor allem die Situation der "reinen" Selbsthilfegruppen war äußerst instabil. Arbeitslose lehnen mit größter Mehrheit Selbsthilfegruppen u.ä. ab. Prinzipiell. Sie halten sie, wie Morgenroth kürzlich erhoben hat, für einen Auffangort für noch viel Tieferstehende und für eine Beschäftigung für selbst beschäftigungslose Sozialberufler; sie unterstellen also nicht ganz uneigennützig

Interessen der Helfer an der Hilfe.

Menschen, die seit Jahren Objekte staatlichen Handelns geworden sind, lassen sich kaum aktivieren. Systemkonform haben wir gelernt: politisch durchsetzungsfähig kann man in unserer Gesellschaft nur sein, wenn man glaubhaft Leistungsverweigerung androht. Arbeitslose können aber nicht streiken. Zumindest nicht im herkömmlichen Sinne.

Lutz Finkeldey (1992) beschreibt, wie sich Initiativen verschlissen, die zugleich psychosozial helfen wollten, öffentlichkeitsmäßig Arbeitsplätze einklagten und sich gegen den Abbau sozialer Leistungen zur Wehr setzten; wie sie eine Niederlage nach der andern hinnehmen mußten. Bis die Aktivisten nicht mehr wußten, was sie mehr wollen sollten: auf einen neuerlichen Arbeitsplatz hinarbeiten und -lernen oder gleich nur auf eine Verbesserung der Armutslage - was meist ein Sich-Einrichten in der Armut auf Dauer bedeutete und Hilfen zur möglichst cleveren Ausnützung der institutionell gewährten Hilfen. Finkeldey nennt es "Selbstverstaatlichung".

In sozialwissenschaftlicher Sicht sind die größten Probleme, daß alternative Arbeit, selbstverwaltete Betriebe, also die Schaffung und Stabilisierung von Arbeitsplätzen, keine nennenswerten Größenordnungen erreichten; und daß die Pioniere der Armutsozialarbeit zunehmend erschöpft sind, re-signiert an der Realität, nur einige wenige Folgen, aber nicht die Ursachen der Armut bearbeiten zu können - zudem von den Trägern und den Klienten in Legitimationszwänge verwickelt, vom Eindruck überwältigt, selbst eine Art marginalisierter Sozialarbeit zu tun.

6. Der Arrangement-Verdacht

Anne Wilson Schaef ist der Ansicht, daß die "helfenden Berufe... für die Suchtgesellschaft tatsächlich das (sind), was der 'Möglich-Macher'/Co-Abhängige für den Süchtigen ist" (1993). Demnach helfen Co-Abhängige den Süchtigen immer gerade so viel, daß diese sich nicht wirklich veranlaßt fühlen, sich mit ihrem Suchtverhalten und den Folgen daraus auseinanderzusetzen. So bewahren die Co-Abhängigen die Süchtigen davor, ihre Suchtkrankheit bewußt zu erfahren, und damit letztlich auch davor, sich verändern und genesen zu können: "Die 'helfenden' Berufe erfüllen gerade soviel aufrecht erhaltende, instandsetzende und unterstützende Funktionen, daß das System keine Chance erhält, seine eigene Destruktivität zu erkennen und sich zu verändern. Wie alle Suchterkrankungen ist jedoch auch die Krankheit eines Suchtsystems progressiv und in letzter Konsequenz tödlich. Das Überleben dieses Systems zu sichern, ist wahrlich kein Akt der Güte".

Anne Wilson Schaef stellt eine Beziehung zwischen Co-Abhängigkeits- und Burnoutsymptomen fest: "Co-Abhängige sind Diener. Sie sind die Freiwilligen, diejenigen, die unsere Gesellschaft zusammenhalten und ihre eigenen physischen, emotionalen und spirituellen Bedürfnisse zum Wohle der anderen zurückstellen. Am Ende stehen sie überlastet und erschöpft da, und wir feiern sie als Helden".

Daß sich der Verdacht, Helfer gehörten zum Co-Abhängigkeitssystem, überhaupt auf die Systemebene gesellschaftsüblichen Helfens beziehen ließe, legt die Untersuchung von Klaus Deimer (1991) nahe. Demnach "holen" sich Hilfebedürftige bevorzugt von der Öffentlichen Wohlfahrtspflege Geld und Information, von der Freien Wohlfahrtspflege die Dienstleistung, von den freien Initiativen u.ä. Status und ggf. "Nestwärme". Dabei entspräche dem "Holen" das eingespielte "Geben".

Daß es in der sozialen Arbeit Felder gibt, auf denen die Urform des Tauschmarkts noch klarer erkennbar ist als auf anderen, legt die Beschreibung eines plausiblen Handels nah, die bereits Marciniak (1980) gab; da wissen Helfer und Hilfeempfänger, was sie einander schulden, etwa in der Nichtseßhaftenarbeit: etwas Beratungswilligkeit gegen etwas Geld.

7. Der Sozialarbeitsmißbrauch

An der Schuldnerberatung veranschaulicht Claus Reis (1994) eine Sozialarbeitsmißbrauch-Problematik:

Die Schuldnerberatung steht demnach im Dienste "einer reduzierten Problemsicht...: der zentrale sozioökonomische Bezug, daß der Konsumentenkredit eine Kapitalinvestition in Arbeitsvermögen (Aufbringen von Zins und Tilgung durch Erwerbsarbeit) darstellt, somit als Geldkapital fungiert, während er für den Kreditnehmer nur Geld darstellt, verschwindet im individuellen ökonomischen Akt der Kreditvergabe und -aufnahme, der seinen finanzwirtschaftlichen Kern in den technischen Modalitäten der Rückzahlung hat. Die mit der Form der Kreditsicherung (über zukünftiges Einkommen) verbundenen, von den Kreditinstituten betriebswirtschaftlich kalkulierten Risiken sind höchst ungleich verteilt, was sich aber erst einer strukturellen Analyse erschließt: Das Risiko des 'totalen' Kreditausfalls trifft den Kreditgeber, tritt aber höchst selten ein und ist dann über Wertberichtigungen sozialisierbar; das weitaus häufigere Risiko des Zahlungsverzugs (mit der Konsequenz u.U. langjähriger 'Schuldnechtschaft') trifft vor allem den Kreditnehmer, während es die Gläubiger in der Gestaltung ihrer Konditionen berücksichtigen. Diese ungleiche Risikoverteilung verschwindet hinter der Illusion, die dem einzelnen Kreditvertrag zugrundeliegt, daß nämlich die Bank in ähnlicher Weise Geld verleihe wie ein Privatmann (oder eine Privatfrau) und wie diese(r) um die Rückzahlung zittere".

Überschuldung ist Teil eines kalkulierten Bankengeschäfts mit sozialisierbarem Restrisiko für die Banken: aus diesem Grundmodell der ungleichen Risikoverteilung (durch Wertberichtigung sozialisierbares Rest-Risiko hier - individuelles Total-Risiko dort) resultieren Überschuldung und daraus folgende Hilfebedürftigkeit (zur Zeit sind mehr als anderthalb Millionen Haushalte überschuldet). Sozialarbeit ist durch individuellen Beistand an diesem "Gesellschaftsspiel" beteiligt.

8. Sackgasse Nachfrage

Die Wiedervereinigung hat offensichtlich die Nachfragekrise noch einmal verdrängt. 1989 waren in statistischer Sicht etwa anderthalb Absolventenjahrgänge der Sozialarbeit arbeitslos. Und die damaligen Prognosen sahen nicht gut aus. In ihrer 1988 erschienenen Studie "Zum Bedarf an Sozialarbeitern/Sozialpädagogen" führten N.Pasquai, M.Windisch und D.Bubenheim u.a. aus: "Im Blick auf die Altersstruktur ist mit einem sehr geringen Ersatzbedarf an Sozialarbeitern/Sozialpädagogen für die nächsten Jahre zu rechnen."

In den letzten 25 Jahren erhöhte sich in Deutschland die Zahl der sozialarbeiterisch und sozialpädagogisch Arbeitenden von ca. 70.000 auf rund 500.000. Damit scheint der "Markt" gesättigt; die kommunalen Spitzenverbände und die Verbände der freien Wohlfahrtspflege haben zur Zeit Einstellungssperren bei rund 20%. Und: es gibt aufgrund der neuen Finanzierungsmodalitäten z.B. im Altenheimbereich schon wieder Verdrängungs- und Abstoßungsphänomene - kaum, daß dort Sozialdienste installiert worden waren.

9. Überforderungsphänomene

Nach der gründlichen Untersuchung von Karl Roßrucker 1990 führt die Arbeitsunzufriedenheit in der sozialen Arbeit zahlreich zu depressiven, psychosomatischen und Suchtgefährdungen (Roßrucker bezog sich vor allem auf Sozialarbeiter und Sozialpädagogen in Kinder- und Jugendheimen). Es gibt offenbar eine starke Tendenz zu Erkrankungen und "Absprüngen".

Daß sowohl gesellschaftliche Bedingungen als auch berufsimmanente Strukturen beruflichen Helfens in ihrem Zusammenwirken das sog. Burnout-Syndrom produzieren, ließ schon die zunächst ausnahmslos US-amerikanische Burnout-Literatur erkennen (vgl. Peter Wagner/Karin Böllert, 1993). Daß auch Arbeitsfeldmuster, die für das deutsche öffentliche System typisch sind, Burnout-Phänomene erzeugen, behauptet z.B. Jochen Ebmeier (1993); für ihn ist das Krankmachende die Situation der Sozialarbeit im Öffentlichen Dienst: "Nicht von ungefähr ist das Burnout-Syndrom die charakteristische Berufskrankheit des Öffentlichen Dienstes: Die Anforderungen, die hier gelten, sind allzu fremd in der Welt des bürgerlichen Alltags. Und nicht von ungefähr leiden unter allen öffentlich Bediensteten die Sozialarbeiter quantitativ wie qualitativ am stärksten unterm Burnout: Von ihrer sachlichen Aufgabenstellung her - 'Objektebene' - sind sie 'Unternehmer' par excellence; von den institutionellen Bedingungen ihrer Praxis her - 'Metaebene' - sollen sie perfekte Funktionäre sein... Wer da nicht über kurz oder lang zur Flasche greift, kann nicht begriffen haben, was von ihm verlangt wird!" Die Konsequenz dieser Situationsanalyse: Sozialarbeit dürfte nicht länger in den Öffentlichen Dienst gehören.

10. Die professionspolitische Unterentwicklung

Nach Bohle und Grunow (1981) kennzeichnen folgende Merkmale eine Profession:
- gesellschaftlich anerkannte Zuständigkeit bzw. Kompetenz für die Bewältigung wichtiger Aufgaben,

- Verfügung über spezialisierte und systematisierte Wissensvorräte, Techniken, Methoden zur Bearbeitung und Bewältigung der Aufgaben,
- eine gewisse Autonomie in Gestaltung und Ausübung der Berufsvollzüge gegenüber staatlicher Regulierung, politischer Kontrolle und bürokratischen Regularien,
- wirksame Organisation von Berufsinteressen und deren Durchsetzung in Berufsverbänden u.ä.

Gemessen an diesen Kriterien, ist die Professionalität von Sozialarbeit noch immer mangelhaft, wenn nicht gar "mißlungen" (Peters). So stellt Mitte der achtziger Jahre Norbert Herriger (1986) eine ungebrochene Substitutionskonkurrenz durch andere Berufe, eine erheblich eingeschränkte berufliche Autonomie ("hohes Maß an externer Kontrolle") und das Fehlen einer durchsetzungsfähigen Standespolitik fest.

Anfang der neunziger Jahre äußert der Fachhochschulprofessor Hans-Claus Leder (1992) die Vermutung, "sehr viele Kollegen und Praktiker" hätten sich "mit den Status-quo-Bedingungen arrangiert". Vor allem seine Vergleiche mit dem Professionalisierungsgrad der Sozialarbeit in Kanada und den USA (wo "Attribute beruflichen und sozialen Prestiges wie Eingruppierung, Laufbahnchancen, Karriereförderung, Freizügigkeit und Verantwortung im Beruf" wie auch "vollkommene Integration innerhalb einer universitären Ausbildungsorganisation", Vergleichbarkeit ermöglichen) lassen den Professionalisierungsgrad deutscher Sozialarbeit als niedrig erscheinen.

Das hohe Maß externer Steuerung in der Praxis sozialer Arbeit ("begrenzte Verantwortung, begrenzte Selbständigkeit und Gestaltungsfreiheit, Entscheidungsbefugnis limitiert. Oft werden selbst bescheidene Entscheidungen über Geldausgaben den Angehörigen von SA/SP entzogen und den Verwaltungsmitarbeitern übertragen") habe Folgen, z.B. die Verinnerlichung dieses Status quo

> für die Sozialarbeiterinnen und -arbeiter ("Bei der Gruppe der Status-quo-Bedienteten sind die Interessen des Trägers ganz im Vordergrund des Interesses; Risikobereitschaft wird ganz klein-geschrieben. Etwaige entfernte Existenzgefährdungen werden ganz in den Vordergrund gerückt. Loyalitäten, die in jedem professionellen Beruf eine besondere Rolle spielen, werden so überbetont, daß man dabei schon nicht mehr von nüchtern-rationaler Berufsausübung sprechen kann"),

> für die Klientel ("Es ist fast tragisch zu nennen, daß die Adressaten sozialarbeiterischen und sozialpädagogischen Handelns die Berufsausübenden ebenfalls meist als einflußlos erleben, was... für das aufkeimende berufliche Bewußtsein... verheerende Folgen haben dürfte"). Dazu Wolfgang Hinte (1991): "...der im Amt oft bedeutungslose Professionelle will wenigstens bei seinen Klient/-innen wichtig sein."

Dieter Oelschlägel (1991) sieht im geringen Organisationsgrad

("Sozialarbeiter/-innen sind wahrscheinlich diejenige Berufsgruppe, die sich am wenigsten für ihre Belange einsetzt") der Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter einen "Spiegel des Dilemmas, das sie bekämpfen wollen", Rückwirkung der "Einzelfallorientierung" auf die Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter selbst ("Ausbildung und Arbeitsmarkt fördern Individualisierung und Abgrenzung durch zunehmende Spezialisierung zu Mini-Professionen").

11. Das ethische Vakuum

Judith Giovannelli-Blocher (1985), Leiterin der Fort- und Weiterbildung der Vereinigten Schulen für Sozialarbeit Bern, meint, "das gesamtgesellschaftliche Handeln der sogenannten entwickelten Länder" sei ausgerichtet auf ein utilitaristisches Gesellschaftskonzept. Diese Bemerkung erinnert daran, daß Sozialarbeit ursprünglich sicher *a u c h* ein gegenethischer Entwurf war (was vor allem aus den frühen amerikanischen Konzepten herüberklingt).

Utilitarismus ist Allgemeingut: "Herausgefallen aus dem Gesamtsinn, wie es das Individuum heute im Grunde genommen ist, entscheidet es subjektiv: gut ist, was ihm nützt" (dies.). Quambusch/Schmidt (1991) und andere (s.o.) sehen im Studierverhalten der angehenden Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter, aber auch in deren Alltagspragmatik, vulgär-utilitaristische Einfärbungen. Auch diesbezüglich scheint das, was Sozialarbeit bekämpfen will, etwa die soziale Abkühlung, Bestandteil des eigenen Lebensstil-Repertoires zu sein: "Werte, die mit Ganzheitlichkeit, der Fähigkeit zu hegen, mitzuleiden, mitzutragen, zu improvisieren, mehrere Dinge gleichzeitig zu tun, sich stören zu lassen und sich umzustellen, zusammenhängen, werden an den Rand gedrängt. Ich denke, das ist eine ethisch alarmierende Einseitigkeit, die Männer und Frauen unseres Berufes gleichermaßen zum Umdenken herausfordern sollte" (Giovannelli-Blocher).

Ein ausführlicheres Zitat von Frau Giovannelli-Blocher mag das Grundsätzliche der ethischen Anfrage beleuchten:

"Wer Verantwortung trägt, ist auch schuldfähig. Die Schuldfrage wird in der Sozialarbeit weitgehend ausgeklammert bzw. sie wird auf die Exponenten der gesellschaftlichen Macht übertragen. Schuldgefühle des einzelnen werden in der psychoanalytischen Betrachtung meistens als Zeichen mißlungener Sozialisation gedeutet und dementsprechend vernachlässigt oder therapiert. Es ist klar: Zum Umgang mit der Schuld fehlen vielen Zeitgenossen so ziemlich alle Instrumente: weder anerkennen sie Instanzen, die solche zuweisen, noch solche, die sie davon befreien, es ist alles individuell und subjektiv. Gleichzeitig fehlen die Selbständigkeit und der Mut, die Konsequenzen eines anarchistischen Lebensstils zu leben. Ein Beispiel: Eine schlecht organisierte Tagung, die in keiner Weise dem angekündigten Programm entspricht, führt zu empörten Reaktionen der meisten Teilnehmer. Als sie ihrer Enttäuschung über den schlecht gelohnten zeitlichen und finanziellen Aufwand für die Tagung Luft machen, sagt die Tagungsverantwortliche ihr in Selbsterfahrungsgruppen gelerntes Sprüchlein auf: 'Ich muß akzeptieren, daß es für euch so ist, für mich und einige andere war es ein Erlebnis, die Tagung zu improvisieren.' Ohne Instrumente zur Lösung der Schuldfrage kann man keine Verantwortung übernehmen.

Wo das Werten diskriminiert ist, ist man meistens auf sich selbst zurückgeworfen, d.h. einer mehr oder weniger großen Schuldangst ausgeliefert. Diese diffuse Angst führt dann zur Verweigerung der Übernahme von Verantwortung. Ein in der Sozialarbeit häufig praktizierter Ausweg aus diesem Dilemma ist die ideologisch begründete Ablehnung von Vorgesetztenfunktionen und das sich Zurückziehen auf Grüppchen von Gleichgesinnten, die einander gegenseitig bestätigen".

12. Die gesellschaftliche Sprachlosigkeit der Sozialarbeit

Eine Beobachtung aus der Diakonie: Als vor rund 25 Jahren die Sozialarbeiterisierung der Diakonie so richtig begann, erhob der seinerzeit weitbekannte und der Diakonie herzlich zugeneigte Marburger Sozialethiker Dietrich von Oppen seine Stimme und sagte: die Öffentlichkeitsarbeit der Diakonie sei genauso wichtig wie die soziale Arbeit selbst. Da hohnlachten die neuen Sozialberufslobbyisten doch gewaltig.

Heute zeigt sich: von Oppen hatte recht. Sozialarbeit ohne Gespräch mit der sozialen Wirklichkeit bleibt ein mehr oder weniger privatistisches Vergnügen der Berufsrollenträger und ändert nichts an sozialen Haltungen. Die soziale Wahrnehmung und die soziale Kommunikation sind in der Gesellschaft nicht mitgewachsen, als die sich die Zahl der Sozialarbeiter/-innen vervielfachte.

Soziale Wahrnehmung hätte geheißen, daß bestimmte Menschen mit anderen Augen gesehen werden, menschenfreundlicher wahrgenommen werden, daß Vorurteile abschmelzen. Soziale Kommunikation hätte gemeint: Menschen, die nicht oder nicht mehr in unserer Kommunikation vorkommen, müßten darin wiedervorkommen, Gesprächsgegenstand und - besser noch - Gesprächsgegenüber sein.

Diesbezüglich ist fast nichts geschehen. Die soziale Abkühlung ist ständig gewachsen - Allensbach mißt das soziale Klima alle paar Jahre und zeigt den bedenklichen Trend. Soziale Arbeit ohne Veränderung der sozialen Wahrnehmung und der sozialen Kommunikation löst kein einziges gesellschaftliches Problem. Hinzu kommt, daß soziale Arbeit viel grundsätzlicher vom Wohlwollen der steuerzahlenden Bürger abhängt, als viele in der sozialen Arbeit wahrhaben wollten. Die Menschen eines Gemeinwesens müssen wollen, daß Menschen geholfen wird. Immer weniger wollen das zur Zeit; viele sehen unsere soziale Arbeit wie einen Luxus, den sich eine reiche Gesellschaft ein paar Jahre leisten konnte. Öffentlichkeitsarbeit als konzeptioneller und handlungspraktischer Teil aller sozialen Arbeit hätte Klienten und Patienten gedient und hätte die allgemeine Zustimmungsbereitschaft fördern können. Und hätte bei der kirchlichen Sozialarbeit die kirchliche Identifikation zu fördern vermocht.

Manche Krise in manchen Zweigen sozialer Arbeit ist die Folge versäumter Kommunikation und verquastem Sprechens. Die Krise der allgemeinen sozialen Arbeit, die mit dem langsamen Sterben des Subsidiaritätsprinzips kommt, ist von

der eigenen gesellschaftlichen Sprachlosigkeit sowohl mitverursacht als auch mitbefördert.

LITERATUR

- L. Böhnisch, Das professionspolitische Dilemma der Sozialarbeit, in: Mehr Professionalität - mehr Lösungen? Die professionspolitische Zerreißprobe der Sozialarbeit, 1988, 46 ff.
- H. Bohle/D. Grunow, Verberuflichung der sozialen Arbeit, in: Sozialarbeit: Expertisen 3: Professionalisierung und Arbeitsmarkt, Projektgruppe soziale Berufe, 1981, 151 ff.
- J. Degen, Vom "Pathos des Helfens". Zur Säkularisierung des Helfens im entwickelten Sozialstaat, in: M.Schibilsky (Hg.), Kursbuch Diakonie, 1991, 27 ff.
- K. Deimer, Wohlfahrtsverbände und Selbsthilfe - Plädoyer für eine Kooperation bei der Leistungserstellung, Volkswirtschaftl. Diskussionsreihe des Instituts für Volkswirtschaftslehre der Universität Augsburg Nr. 62, 1991
- B. Dewe/W.Ferchhoff/A.Scherr/G.Stüwe, Professionelles soziales Handeln, 1993
- J. Ebmeier, Ein gewagtes Unternehmen. Warum Sozialarbeit nicht länger in den Öffentlichen Dienst gehört, in: Soziale Arbeit 12/1993, 410 ff.
- L. Finkeldey, Armut, Arbeitslosigkeit, Selbsthilfe. Armuts- und Arbeitslosenprojekte zwischen Freizeit und Markt, 1992
- W. Fricke/G. Grauer, Hochschulsozialisation im Sozialwesen. Entwicklung von Persönlichkeit. Studienbezogene Einstellungen. Berufliche Orientierungen, Reihe Hochschulplanung Bd. 105, 1994, 295 ff.
- J. Giovanelli-Blocher, Die ethischen Ansprüche in der Sozialarbeit und die gesellschaftliche Wirklichkeit, in: Soziale Arbeit 8/1985, 366 ff.
- N. Herriger, Die beschädigte Identität. Soziale Arbeit auf der Suche nach einem neuen professionellen Selbstverständnis, in: Soziale Arbeit 1/1986, 16 ff.
- N. Herriger, Empowerment - Annäherungen an ein neues Fortschrittsprogramm der sozialen Arbeit, in: Sozialmagazin, 19.Jg. 1994, 26 ff.
- W. Hinte, Professionelle Kompetenz: ein vernachlässigtes Kapitel in der Gemeinwesenarbeit, in: Soziale Arbeit 8/1991, 254 ff.
- Institut für Demoskopie Allensbach, Die Stellung der freien Wohlfahrtspflege. Kenntnisse, Erwartungen, Engagement der Bundesbürger - Ergebnisse repräsentativer Bevölkerungsumfragen 1962-1985, 1986
- D. Kähler/M. Schulte-Altendorneburg, Blockaden bei der Studienreform oder 'Des Kaisers neue Kleider', in: Soziale Arbeit 1/1995, 2 ff.
- M. Künzel-Schön, Zur beruflichen Identität von Sozialarbeiterinnen in der Altenarbeit, in: Soziale Arbeit 8/1994, 258 ff.
- H.-C. Leder, Professionalisierung als Schlüssel zu Identität und Prestige in der Sozialarbeit. Wann wird sie in Deutschland Realität?, in: Soziale Arbeit 10-11/92, 371 ff.
- K.-H. Marciniak, Die Armut der Nichtseßhaften und die Armut der Sozialarbeit, in: Diakonie 2/1980, 102 ff.
- C.W. Müller, Wie Helfen zum Beruf wurde. Bd. 2: Eine Methodengeschichte der

Sozialarbeit 1945-1990, 2. Aufl. 1992

D. Oelschlägel, Berufsverbände - ein Spiegel des Dilemmas, das sie bekämpfen sollen, in: Soziale Arbeit 9/91, 305 ff.

D.v. Oppen, Die zweite Welle des sozialen Handelns, in: H.-H. Ulrich (Hg.), Diakonie in den Spannungsfeldern der Gegenwart, 2. Aufl. 1979, 9 ff.

N. Pasquay/M. Windisch/D. Bubenheim, Zum Bedarf an Sozialarbeitern/Sozialpädagogen, in: Soziale Arbeit 11/1988, 407 ff.

H. Peters, Die mißlungene Professionalisierung der Sozialarbeit, in: H.U.Otto/K.Utermann (Hg.), Sozialarbeit als Beruf. Auf dem Weg zur Professionalisierung, 1971, 99 ff.

H. Peters, Die politische Funktionslosigkeit der Sozialarbeit und die "pathologische" Definition ihrer Adressaten, in: H.U.Otto/S.Schneider (Hg.), Gesellschaftliche Perspektiven der Sozialarbeit, I, 1973, 151 ff.

E. Quambusch/H.Th. Schmidt, Modell für eine Sozialarbeiter-Ausbildung an einer Hochschule für Verwaltung und Wirtschaft, in: Zeitschrift für Sozialhilfe/Sozialgesetzbuch 8/1991, 393 ff.

C. Reis, Schuldnerberatung heute - mehr Fragen als Antworten?, in: Soziale Arbeit 9-10/1994, 295 ff.

H.E. Richter, Flüchten oder Standhalten, 1976

L. Ricknell, Besonderheiten der Sozialarbeit - nur Methoden oder auch Inhalte? Zur Diskussion der Frage über Grundanschauungen in der Klientenarbeit, in: Soziale Arbeit 8/1985, 381 ff.

P. Salustowicz, Kritische Bemerkungen zu 'Blockaden bei der Studienreform' oder 'Des Kaisers neue Kleider', in: Soziale Arbeit 1/1995, 13 ff.

A.W. Schaef, Co-Abhängigkeit, 1986

A.W. Schaef, Im Zeitalter der Sucht, 1989

A.W. Schaef, Mein Weg zur Heilung, 1993

G. Schindler, Studentische Einstellungen und Studienverhalten, Bayerische Hochschulforschung, Materialien, NF H.35, 1994

W. Schmidbauer, Die hilflosen Helfer. Über die seelische Problematik der helfenden Berufe, 1977

W. Schmidbauer, Die neuen "sozialen Berufe" und die Professionalisierung der Nächstenliebe, in: Diak. Werk Berlin (Hg.), Hilfe zum Helfen, 1982, 26 ff.

M. Stähli, Die ethische Fragestellung in verschiedenen Theorien zur Sozialarbeit, in: Soziale Arbeit 8/1985, 375 ff.

M.R. Textor, Erklärungsmodelle und Behandlungsansätze für Verhaltensstörungen und psychische Probleme. Die Notwendigkeit der Integration, in: Soziale Arbeit 4/1988, 129-134

H. Thiersch/Th. Rauschenbach, Sozialpädagogik/Sozialarbeit. Theorie und Entwicklung, in: H.Eyfert, H.-U.Otto, H.Thiersch (Hg.), Handbuch zur Sozialarbeit/Sozialpädagogik, 1984, 984-1016

P. Wagner/K. Böllert, Ausgebrannt. Zum Burnout-Syndrom in helfenden Berufen, 1993

W.R. Wendt, Das Unterstützungsmanagement als Muster in der methodischen Neuorientierung von Sozialarbeit, in: Soziale Arbeit 2/1992, 44 ff.

FACHHOCHSCHULVERMITTELTES HELFEN

- unter bestimmten Bedingungen ein Beitrag zur Sicherung des sozialen Systems

(in den 90er Jahren des 20. Jh.s wurden in Feldkirchen/Kärnten, maßgeblich angestoßen seitens des Diakoniezentrums Waiern, Diskussionen geführt über die Errichtung einer FH; in diesem Kontext hat H.S. mehrere argumentationsstützende Referate gehalten: teils öffentlich – im Amtshof -, teils im diakonischen Raum)

Diakoniewissenschaft konnte man bis vor wenigen Jahren nur an Universitäten und dort als Teil des Theologiestudiums belegen. Es hat einige, z.T. seltener bedachte Konsequenzen, daß Diakonik fachhochschulvermittelt mit Bezug zur Sozialarbeit/-pädagogik und Religionspädagogik vorkommt. Diese Plazierung hat verschiedenste Facetten und Konsequenzen.

1. Zur Bedeutung kommunikativer Kompetenz und der Öffentlichkeitswirksamkeit

Die Medienforschung der letzten Jahre zeigt: unter dem Einfluß der Massenmedien ändern sich zur Zeit die Bilder vom Helfen. Dies geschieht zeitgleich mit den o.g. politisch gewünschten Veränderungen und erzeugt synergetische Effekte.

Seit etwa 1994 wurde - unter dem Einfluß Brüsseler Vorstellungen - der soziale Markt eröffnet, das Soziale als Markt. Zuvor war soziale Arbeit ausschließlich Sache von Behörden und Ämtern, von Wohlfahrtswerken, Vereinen und Verbänden. Man durfte von Gesetzes wegen nichts verdienen an sozialer Arbeit, die Werke und Verbände arbeiteten gemeinnützig. Das war uninteressant für Wirtschaftsunternehmen. Wir hatten strukturell eine Etat- und Verwaltungssozialarbeit. Nun haben wir den sozialen Anbietermarkt. In manchen unserer Großstädte macht der Anteil privatisierter sozialer Arbeit schon etwa 50% aus. Die Unternehmen auf diesem Markt kämpfen - wie in der Wirtschaft - um Marktanteile und werben in Zeitungen und Illustrierten, durch Plakate und Handzettel, sind auf jeden Fall ebenfalls auf dem Massenmedienmarkt.

1995 kamen einige der dadurch ausgelösten Phänomene im Deutschen Bundestag zur Sprache; dabei wurde festgestellt:

> Die Zahl der Hilfeorganisationen wächst ständig; die Entscheidung, a) wen man unterstützen möchte und b) von wem man möglicherweise geholfen bekommen möchte, wird immer schwieriger. Die Orientierungsprobleme der Bürger sind horrend.

> Die Werbung der Anbieter auf dem sozialen Markt wird immer professioneller und spricht immer häufiger vor allem die Emotionen an.

> Die Art der Information dieser Werbung nimmt immer weniger Rücksicht auf die tatsächliche Befindlichkeit der Hilfe-Zielgruppe, ignoriert z.T. die eigentliche Notlage von Betroffenen. Der Schutz der Bürger vor unlauteren Sozial-Geschäftsleuten müsste verstärkt werden.

> Die Massenmedien berichten nur noch über besonders spektakuläre Hilfeaktionen und lenken damit Interesse, Spenden und Engagement von denjenigen Organisationen weg, die kontinuierliche, unauffällige soziale Arbeit tun.

Wir werden mehr und mehr systematisch zu Sozial-Voyeuren gemacht! Was da im Bundestag angesprochen wurde, treibt bereits allerlei Blüten. Seit geraumer Zeit erleben z.B. unsere Rettungsdienste oder medizinisches Personal die wachsende Präsenz von Unfall- und Katastrophen-Zaungästen, auch die ganz handfeste Behinderung und Störung. Diese Aufläufe erreichen in letzter Zeit beinahe schon die Attraktivität der einstigen öffentlichen Hinrichtungen, die ebenfalls schon eine Art Schreckenstourismus auslösten - mit gutbürgerlichem Sich-Einrichten und längerem Verweilen in der Grenzsituation.

P.Daniel vermutet hinter dem Verhalten der Unfall- und Katastrophen-Voyeure, der sog. Skopophilen, "magische" Verhaltensreste: "Durch das Betrachten des Grauens versuchen wir das Böse zu bannen. Als Gaffer entwickeln wir uns zurück zum primitiven Steinzeitmenschen".

Kurz: indem unsere soziale Wahrnehmung solchermaßen programmiert wird - von der ganz normalen Not, von der alltäglichen Beeinträchtigung weg - , werden wir zum einen "abgelenkt" und zum andern im Grunde zurückgeworfen. Diese Entwicklung unterstützt einen Trend, den der Soziologe Ulrich Beck für unsere gegenwärtige Gesellschaft konstatiert: die Lust an der "Dauerabenteuerlichkeit".

Und die privaten Anbieter vergrößern in den Medien psychologisch durchaus geschickt die Angst der Bürger vor sozialer Eigenverantwortung: Mit der Pflege deines alten Vaters oder deiner alten Mutter kommt dies und jenes auf dich zu, die Intimpflege, das Windeln, das Füttern, das Waschen: es wird dich überfordern; deswegen brauchst du uns, wir erledigen das preiswert für dich. So ist häufig der Tenor. Die Bilder vom Helfen bekommen düstere Farbtupfer - und gar nicht so wenige alte Leute denken: lieber tot als hilfebedürftig.

Als in Deutschland die Sozialarbeit in den 70er Jahren an die Fachhochschulen kam, schrieb der Marburger Sozialethiker Dietrich von Oppen einen vielbeachteten, aber in der Umsetzung weitgehend ignorierten Aufsatz über die Bedeutung von Öffentlichkeitswirksamkeit für die soziale Arbeit. Er schrieb seinerzeit, die Öffentlichkeitsarbeit der sozialen Arbeit sei genauso wichtig wie die soziale Arbeit selbst. Das war provokant, und man hat es ihm nicht geglaubt.

Was er meinte, war dies: wenn sich aufgrund sozialer Arbeit nicht auch die soziale Wahrnehmung und die soziale Kommunikation verändern, bleibt alles eine Sache nur der Fachleute, ein relativ privatistisches Vergnügen. Dann bleiben die ganzen gesellschaftlichen Stereotypen, die Vorurteile, die oft die sozialen Ausgrenzungen erschaffen, wie gehabt - und die Fachleute kämpfen in i h r e r Welt, in i h r e r Hilfeeinrichtung dagegen an. Und Hilfeeinrichtungen stehen oft selbst an den sozialen Rändern.

Die soziale Arbeit müßte die soziale Wahrnehmung verändern: Menschen müssen anders gesehen werden, Menschen, von denen sich die Allgemeinheit ein Bild gemacht hat, müssen mit anderen Augen gesehen werden. Sonst bekämpft soziale Arbeit wirklich nur Symptome.

Und soziale Arbeit müßte die soziale Kommunikation verändern: Menschen, die in unserer Verständigung schon gar nicht mehr vorkommen, müßten wieder darin vorkommen; die aus unserer Kommunikation ausgeschlossen sind, müßten wieder eingeschlossen sein in gesellschaftliche Kommunikation.

Dieser Aspekt sozialer Arbeit wurde in Deutschland fahrlässig übersehen. Sozialwissenschaftler nennen die Folgen, die überall zutage treten, "soziale Abkühlung". Diese Abkühlung ist nicht nur zu spüren, liegt nicht nur gleichsam in der Luft, sondern ist empirisch meßbar. Menschen, die Gesellschaftsmitglieder, müssen w o l l e n, daß Menschen geholfen wird. Wenn sie es nicht wollen, können sie auf politischem Weg der sozialen Arbeit die Sympathie und die Mittel entziehen.

Sozialarbeit braucht eine kommunikative Kompetenz - und wenn sie sie hat, ist sie ein Beitrag zum sozialen Frieden und stützt die sozialen Systeme. Soziale Arbeit brauchte eine besonders gute Sprache, gehörte in die Hände von ausdrucksfähigen Menschen, die mit der ganzen Wirklichkeit kommunizieren. Nur so kann man den hilfebedürftigen Sprachlosen wirklich eine gesellschaftliche Stimme geben.

Und es wird künftig vermehrt um die Mitwirkung in sozialpolitischen Diskursen gehen. Es ist die Frage, ob man fachlich sozialen Anliegen Gewicht verleihen kann. National und international. International, weil sonst in der Europäischen Union die für die soziale Lage existentiell wichtigen Entscheidungen ausschließlich im wirtschaftlichen Segment fallen.

Da - nachweislich - in den gemeindepädagogischen Fachhochschulstudiengängen die Versprachlichung sozialer Vorgänge, die Verbalisierung, die Rhetorik, die Symbolisierung, erwachsenenbildnerische Darstellungsformen usw. eine große Rolle spielen, ist die Plazierung von Diakoniewissenschaft zwischen sozialarbeiterisch-sozialpädagogischen und religionspädagogischen Fachhochschulstudiengängen sinnvoll.

2. Soziale Arbeit als Teil einer Nach-Religion

Aufgaben, die früher einmal die Religion hatte, sind in unseren heutigen Gesellschaften zum einen aus den Kirchen ausgewandert, zum andern hat sich ihnen die Religion aber auch nicht mehr intensiv genug gewidmet. Reinmar Tschirch schrieb in der Phase, als sich die moderne Beratungsarbeit etablierte, Beratung habe ihre Vorläufer auch im Exorzismus und in der Kirchengleichheit, habe nämlich eine im Grunde sozialhygienische Funktion.

In sozialer Sicht hat soziale Arbeit teil an einer Befreiungs-, Befriedungs- und Versöhnungsaufgabe. Die Versöhnung eines vom Leben Verletzten mit dem Leben, mit den anderen Menschen, mit seiner Gesellschaft, ist oft erst dann möglich, wenn er mit sich selbst versöhnt ist, ins Reine gekommen ist.

Das leistet im sozialarbeiterischen Gesamtsystem vor allem die Seelsorgenachfolgerin (und -begleiterin) Beratungsarbeit. Sozialarbeiterische Beratung ist Erkenntnisarbeit: Konflikte und Wirkungen werden interpretiert, die soziale Dimension privat erlebter Probleme wird deutlich, indem ein an seinen Problemen leidender Mensch erlebt, wie er auf andere wirkt. Beratung ist Verstehensarbeit: ein Mensch wird mit sich selbst vertraut gemacht, versteht sich selbst besser. Beratung ist auch Konfrontationsarbeit: sie verhindert die vorschnelle Flucht des Klienten aus seinem Problem, dem er gern ausweichen möchte.

Und: Beratungsarbeit ist alles in allem Beziehungsarbeit: viele Verhaltensprobleme, das zeigt die Erfahrung, sind im Grunde Beziehungsprobleme; hinter unendlich vielen seelischen und sozialen Notlagen in den modernen Gesellschaften steht die große Einsamkeit des Menschen, der nichts hat außer sich selbst und im Begriffe ist, auch sich selbst noch zu verlieren. Er findet keinen, dem er sein Leid in der Tiefe klagen kann (der hörende Gott war in den Psalmen das Gegenüber des klagenden Menschen; auch diesbezüglich geschieht in Beratung etwas Religionsanaloges); keiner, so glaubt mancher, interessiert sich für ihn, und so verschließt er sich immer mehr, verkrümmt sich in sich selbst und muß fachlich aufgeschlossen werden.

Diese Arbeit mit Einzelnen, vielen Einzelnen, ist ein Beitrag der sozialen Arbeit zur sozialen Friedenssicherung.

Die Vielfalt der Seelsorge-Ansätze - man unterscheidet zwischen

- > verkündigender (sog. kerygmatischer) Seelsorge,
- > zurechtweisender (sog. nouthetischer) Seelsorge,
- > mahnend-tröstender (sog. parakletischer) Seelsorge und
- > beratender bzw. therapeutischer Seelsorge -

ermöglicht eine sinnvolle Integration von sozialarbeiterisch-sozialpädagogischen und religionspädagogischen Intentionen im diakoniewissenschaftlichen

Zusammenhang.

Auch das Seelsorgegespräch

- > ist Teil eines zeitlich prinzipiell begrenzten sozialen Kontakts,
- > orientiert sich an Konflikten, Problemen usw. eines Gesprächsteilnehmers,
- > zielt auf Abhilfe durch Bearbeitung des Konflikts o.ä.,
- > setzt dazu methodische Kompetenz voraus.

Als Besonderheit des Seelsorgerlichen wird hervorgehoben:

- > das Bemühen um den ganzen Menschen - im Sinne ganzheitlichen biblischen Menschenverständnisses,
- > die Seelsorgelehre wird in den Zusammenhang der Lehre vom Wort Gottes gebracht (vor allem von E. Thurneysen), seelsorgerliche Beratung ist Teil allgemeinen Priestertums,
- > der mögliche therapeutische Prozeß wird im Vollzug der Seelsorge als besondere Akzentuierung der Rechtfertigungslehre verstanden (z. B. von E. Herms),
- > die psychische Dynamik - vor allem in gruppenseelsorgerlichen Prozessen - wird mit Geistwirkungen (Charismen) in Zusammenhang gebracht (vor allem von D. Stollberg).

3. Soziale Arbeit als Beitrag zu sozialer Gerechtigkeit

Die soziale Arbeit ist die einzige Wissenschaftsdisziplin, für die ausdrücklich die Menschenrechte konstitutiv sind. Daher hat sie, s.o., eine Wurzel vor allem auch in der amerikanischen Revolution, in der jeder Mensch, auch der besitzlose, zu einem vollgültigen Vertragsrechtssubjekt wurde. Weil die Dinge - vor allem auch die Gesetze - immer komplizierter und unübersichtlicher werden, können viele Menschen nicht mehr ihr Recht einfordern. Oder Menschen sind durch ein Handicap unfähig dazu. Hier handelt soziale Arbeit stellvertretend, handelt sozialanwaltschaftlich. Daher stützt Sozialarbeit auch die Glaubwürdigkeit des Staates als eines sozialen Staates, hilft, soziale Gerechtigkeit zu üben.

Seit Menschen in größeren Verbänden zusammenlebten, gab es immer wieder einzelne, die aus der Gleichheit, dem Gleichsein mit den andern, herausfielen. Seit Urzeiten gab es Regelungen, um diesen aus der allgemeinen Gleichheit

Herausgefallenen wieder gleichzumachen (nach alttestamentlichem Gesetz mußte einer, der in Schuldklaverei geraten war, nach 7 Jahren wieder frei und gleich werden). Hier liegen die Wurzeln einer schon immer unverzichtbaren Bemühung um Resozialisierung und Rehabilitation. Resozialisierende und rehabilitierende soziale Arbeit arbeitet an der Wiederherstellung der menschlichen Würde - sei es, daß einem der Volksmund diese Würde abgesprochen habe oder ein Gericht.

Allen Definitionen von Menschenwürde liegen nicht mehr rationalisierbare Prämissen zugrunde, haben etwas vom "gegläubten Menschen". Daher ist das ebenso "religiöse" wie ideologiekritische Potential der Religionspädagogik ein wichtiger Bestandteil dieser auch sozialwissenschaftlich definablen Funktion sozialen Arbeitens.

4. Soziale Arbeit stützt die soziale Leistungsfähigkeit gefährdeter Sozialsysteme

Soziale Arbeit fördert in mancherlei Gestalt die uralten und heute bedrohten kleineren Sozialsysteme, die Familien. Man mag es bedauern, aber das hilft nichts: das einstige soziale Sicherungssystem Familie - Familie war einmal Sicherungs-, Versorgungs-, Lern- und Arbeitsgemeinschaft - wird zunehmend selbst zum Gegenstand helfender Intervention. Eines der gefragtesten Angebote der sozialen Arbeit ist die sozialpädagogische Familienhilfe, die verhindern will, daß Familien endgültig sozial abrutschen, daß Kinder ins Heim müssen oder Väter oder Mütter in die geschlossene Anstalt. Diese Arbeit geht hinein, ist Therapie des bedrohten Systems IM bedrohten System - und deshalb paradigmatisch und oft recht erfolgreich. Unsere Demokratie darf dem zunehmenden Zerfall der grundlegenden Systeme nicht tatenlos zusehen.

Neben dem gesellschaftspolitischen Sinn sozialen Handelns in, mit und für die Familie gibt es sinnvolle diakonische Intentionen und Symbolisierungen. In theologischem Verständnis ist die Familie

> der Ort, an dem die Beteiligung des Menschen am göttlichen Schöpfungs- und Erhaltungswerk in besonderer Weise erfahrbar werden kann;

> wo erlernt werden kann, wie Konflikte und Aggressionen ausgetragen und aufgelöst werden können, ohne einander zu zerstören;

> wo Vergebung eingeübt werden kann;

> wo Geben und Nehmen, Gelten und angstfreies Gelten-Lassen erprobt werden und Menschen miteinander und aneinander reifen;

> wo sich Individualität und Gemeinschaftsfähigkeit, ja "Gesellschaftsfähigkeit", miteinander entwickeln können;

> wo in Intimität und Nähe und Liebe Lebenssinn fundiert wird;

> wo am Ende auch das Einander-Lassen und -Loslassen geübt wird.

5. Soziale Arbeit agiert in Spannungsfeldern

Die soziale Arbeit ist eine Alternative zur staatlichen Gewalt. Zuviel staatliche Machtausübung ruiniert eine Gesellschaft ebenso wie zu wenig. Die ständige Präsenz staatlicher Gewalt stumpft ab. Dauernde ordnungspolitische Maßnahmen erzeugen Gegendruck. Jedem Kommunalpolitiker in unseren großen Städten ist klar: es gibt z.B. nur zwei Möglichkeiten, mit dem Problem der Nichtseßhaften, der sog. Penner, die vielerorts das Straßenbild bestimmen, umzugehen = entweder mit polizeilichen oder mit sozialarbeiterischen o.ä. Mitteln.

Das Thema i s t heikel. Wieviel ordnungspolitische Anteile braucht die soziale Arbeit selbst, wieviel davon verträgt sie? Wieviel Distanz zum Staat braucht sie, um nicht das Vertrauen der Hilfebedürftigen zu verlieren? Wieviel Distanz braucht sie gegenüber ihrer Klientel, um nicht den Boden gesellschaftlicher Akzeptanz unter den Füßen zu verlieren?

Soziale Arbeit, zumal diakonische, kommt nicht umhin, zentrale gesellschaftliche Fragen auf der Ebene der Sozialethik zu reflektieren, die von je zum theologischen Themenhaushalt gehört. Auch unter diesem Gesichtspunkt bietet die Fachhochschulplatzierung der Diakonie zwischen Sozialarbeit/Sozialpädagogik und Religionspädagogik besondere Chancen.

6. Soziale Arbeit ist Denkvollzug und Lebensform

Soziale Arbeit braucht eine Stimme im Wissenschaftssystem. Auch das ist ein wichtiges Sozialsystem einer jeden Gesellschaft. Früher war es dominiert von den klassischen Professionen: von den Theologen, Juristen und Medizinern. Kennzeichen der klassischen Professionen ist, daß sie weit über ihre wissenschaftliche Monopolkompetenz hinaus zunft- und kartellartige Netzwerke entwickelten, auch eigene Sprachen, eigenen Ehrenkodex, eigene Berufsordnungen, Versorgungskonzeptionen usw. Schon die Pädagogik hatte es schwer, auf diese Professionsebene zu kommen und mitzuhalten, ganz zu schweigen von neueren Wissenschaftsdisziplinen.

Ganz schwer haben es unter wissenschafts- und professionspolitischen Gesichtspunkten die Fachhochschulfächer. Es empfiehlt sich also, von vornherein Grundlagenwissenschaften in die Lehre von der Sozialarbeit planvoll zu integrieren, die hohen gesellschaftlichen Professionalisierungsgrad haben, damit der wissenschaftliche und soziale Diskurs ermöglicht wird. Denn überall, wo fachhochschulvermittelte soziale Arbeit eingeführt wurde, gab es Durchsetzungsprobleme und Geltungskonflikte mit den etablierten Systemen.

Wer in Gesellschaft und/oder Kirche/Diakonie arbeiten möchte, ist also gut beraten, die dort jeweils dominierenden Denk-, Wissenschafts-, Sprach- und Sozialsysteme zu kennen und mit ihnen zumindest umgehen zu können.

Dieses Stück "geliehener Identität" ist dann nicht problematisch, wenn dabei zugleich Elemente eigenständiger Wissenschaftlichkeit entwickelt werden (auch diakoniewissenschaftlicher):

- wegen der Überprüfbarkeit ("In marktorientierten und informationsintensiven Dienstleistungsgesellschaften der Neuzeit erwarten die Klienten fachgerechte Beratung und Beurteilung, die methodisch und systematisch überprüfbar sein muß" [Bernhard Suin de Boutemard]),

- wegen der Unterscheidbarkeit und Entscheidbarkeit ("Von den Berufsrollenträgern wird berufspolitisch erwartet, daß sie ihre besondere Fachkompetenz gegenüber anderen professionellen Zugangs- und Vorgehensweisen ausweisen können. Dieser Nachweis wird auch vom Anstellungsträger erwartet, damit er entscheiden kann, welche Berufsrollenträger er einstellen muß" [ders.]),

- wegen der Verbindlichkeit (Die Studierenden "erwarten ... von den Hochschulen für Sozialwesen, daß sie ihre Curricula von einer autonomen Wissenschaft der Sozialen Arbeit her gestalten und es nicht mehr länger den Studierenden überlassen, sich aus dem Salat einzelner Fachdisziplinen eine methodisch und systematisch kontrollierbare Wissenschaft des Verstehens und Handelns in der Sozialen Arbeit zurechtzulegen" [ders.]).

7. Fachhochschulausbildung führt zur Schichten-Ausdifferenzierung

Die Existenz von Fachhochschulen änderte die Sozialstruktur nachhaltig. Die alte soziale Polarisierung zwischen Studierten und Nichtstudierten erhielt eine Pufferzone - wobei eine gescheite Wissenschaftspolitik die Übergangsmöglichkeiten zwischen Fachhochschule und Universität hätte offener gestalten müssen.

Fachhochschulen sind bildungs- und sozialpolitisch wichtig geworden, weil sie in der Regel typische Aufsteigereinrichtungen sind, Hochschulen für Sozialaufsteiger, für die die Universität eine zu hohe soziale und gesellschaftliche Barriere gewesen wäre. Die meisten Studentinnen und Studenten an Fachhochschulen sind in ihren Familien die jeweils ersten, die studieren.

Fachhochschulen sind also generell ein Beitrag zur Bildungs-Chancen-Gleichheit, zum gesellschaftlichen Aufstieg, wichtig vor allem für die traditionellen Mittelschichten, aber auch die obere Unterschicht. Es gibt in den Sozialwesenfächern an Fachhochschulen viele bildungsaufgestiegene

Arbeiterkinder, die den Abstiegsbedrohten, denen sie helfen sollen, in der eigenen Sozialgeschichte recht nahestehen, die daher die Erfordernisse der Hilfe kennen, die oft ein Verstehen haben, das allem Lernen und Studieren voraus ist. Diese neuen aufgestiegenen Bildungsschichten tun den Hochschulstrukturen gut.

Die soziale Intention fachhochschulvermittelter sozialer Arbeit spiegelt sich an Fachhochschulen in den Strukturen selbst.

8. Fachhochschulausbildung reagiert flexibel auf das Arbeitsmarktsystem - und verändert es mit

Der Arbeitsmarkt ist hochdifferenziert geworden, und er besteht nicht mehr nur aus entweder wenig qualifizierten oder hochqualifizierten Arbeitsplätzen. Das Niveau der Leistungsanforderungen bewegt sich unaufhörlich, füllt alle Zwischenebenen. Und es entstehen in Wirtschaft, Wissenschaft, Verwaltung und im Sozialbereich ständig Aufgaben, für die es eigentlich gar keine feste Ausbildungsstruktur gibt. So haben z.B. alle Städte eine Frauenbeauftragte, die sich um die Frauenbelange in Kommune und Institutionen kümmert. Diesen Beruf kann man nirgendwo explizit und ausschließlich erlernen. Er wird ausgeübt von Juristinnen, Lehrerinnen und vor allem von Diplom-Sozialarbeiterinnen und -pädagoginnen, aber auch von Dipl.-Religionspädagoginnen. Zum einen werden die Berufsbildgrenzen durchlässig, zum andern gibt es allgemein eine Berufsflexibilisierung, auf die Fachhochschulabsolventinnen und -absolventen in der Regel besser eingestellt sind als andere: weil diese Entwicklungen sozusagen im Studiermuster (etwa von Diakoniewissenschaft an einer Fachhochschule) schon angelegt sind.

Die beruflichen Chancen für Absolventinnen und Absolventen von Fachhochschulen sind überhaupt im Schnitt besser als für die von Universitäten. Die Fachhochschulleute sind stärker praxisorientiert, dabei gleichwohl wissenschaftlich genug ausgebildet, strahlen so etwas wie die Verheißung patentener Tüchtigkeit und besserer Einpassungsfähigkeit aus - und kosten ein wenig weniger.

9. Soziale Arbeit verbindet Hilfesysteme

Der moderne Begriff "Wohlfahrtsmix" ist ein häßliches Wort, signalisiert aber eine maßgebliche Erwartung künftiger Gesellschafts- und Sozialpolitik an das Gesamtsystem der Hilfen. Soziale Arbeit wird wichtig für die Entstehung intermediärer Systeme von Wohlfahrtseinrichtungen und Sozialinitiativen und gesellschaftlichen Körperschaften, von Kirchen und Parteien und Vereinen. Sie bekommen je für sich durch Fachlichkeit gesellschaftliche Legitimation, aber es verbindet sie nun auch etwas, das es so vorher oft nicht gab zwischen ihnen. Soziale Arbeit wird wie ein Netzwerk aus bestimmten sozialwissenschaftlichen, kommunikativen, ethischen, konfessionellen Standards: über konfessionelle und andere Prägungen hinweg. Identität wird wichtig, um sie riskieren zu können.

Soziale Einrichtungen verschiedenster Couleur lernen es so evtl. auch, öfter einmal mit e i n e r Stimme zu sprechen. Das machte die Stimme gewichtiger.

ZUM HILFEBEGRIFF IN DER SOZIALEN ARBEIT

Kritische Reflexion zur Rolle des professionellen Mitarbeiters in der Suchtkrankenhilfe (1991)

Ich möchte einen weiten Weg gehen. Ohne ein Verständnis des Vergangenen - auch der Vergangenheit des Helfens - scheitern wir ohnmächtig am Verstehen unserer Gegenwart. Ich will zunächst zeigen, daß die alten Mythen des Helfens im Grunde auch die neuen sind: mit nur leichten Modifikationen. Danach will ich von Räumen und Formen des Helfens handeln - und damit den Blick für diverse Erblasten schärfen. Im Anschluß daran will ich mich mit den wissenschaftlichen Annäherungen an das Phänomen Hilfe befassen und dabei auftauchende Widersprüche artikulieren; schließlich widme ich mich krisenhaften Gegenwartsphänomenen aus der sozialen Arbeit und speziell aus der Abhängigenarbeit. Wie gesagt: ich nehme einen weiten Weg.

1 . Sinn-Bilder vom Helfen

"Meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat" (Psalm 121,2). Gott ist der Helfer gegen Feinde, gegen Niedergeschlagenheit, gegen körperliche Beschwerden, gegen Mißernte, Verarmung. Gott rettet, richtet auf, tröstet, hilft, heilt, verbindet, überwindet, macht frei...

Der göttliche Helfer oder die göttliche Helferin sind seit Jahrtausenden das Gegenüber menschlicher Gebete und Opfer. Der hilfebedürftige, hilfesuchende Mensch und die hilfegewährende Macht oder Gottheit stehen am Anfang der Religions- und Kulturgeschichte.

Die Religionswissenschaften sagen das so, auch wenn sie sich noch nicht einig werden konnten über die Genese der Götter. Eine Forschungsrichtung glaubt, die Entwicklung sei ausgegangen von einem Zustand, in dem die Menschen das sie Umgebende sowohl als bergend als auch als bedrohlich erfahren haben und die Mächte beseelt haben und damit ansprechbar und bis zu einem gewissen Grade beeinflussbar gemacht haben - die Animismus- bzw. die Dynamismus-Theorie -: diese Entwicklung habe sich fortgesetzt bis hin zum Gottesglauben, der diese ambivalente Erfahrung des Bergenden und Bedrohlichen nun in einer Gestalt festmachte. Deswegen muß man etwas tun, um die positive, helfende Seite der

Gottheit zu mobilisieren: beten und opfern, "etwas tun" für die Gottheit, ein gottwohlgefälliges Leben führen.

Die religionswissenschaftliche Dekadenztheorie geht von einem ursprünglichen strukturellen Ein-Gott-Glauben aus, der sich dann zerfasert habe in viele Gestalten, insbesondere auch unter dem Aspekt der Hilfe: Jagdgötter/-göttinnen halfen bei der Jagd, Fruchtbarkeits- und Vegetationsgötter/-innen bei der Fortpflanzung, der Ernte usw., Kriegsgötter in den endlosen Kämpfen. Die alte Götterwelt war zum Teil hochprofessionalisiert und -spezialisiert.

"Meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat." Der helfende Gott hat viele Attribute, die die Fähigkeit zum Helfen begründen. Der helfende Gott hat die Macht zu erschaffen, zu herrschen, zu richten. Die alten Sinn-Bilder vom Helfen sind immer auch Bilder von der Herrschaft. Im Grunde erfahre ich Hilfe im kosmischen Zusammenhang, von einer kosmischen Urmacht.

Carl Rogers schreibt im Vorwort seines Buches Client Centered Therapy: "Es (= das Buch) handelt... von dem Klienten und mir, wie wir mit Verwunderung die starken ordnenden Kräfte erleben, die in diesem ganzen Vorgang sichtbar sind, Kräfte, die tief zu wurzeln scheinen im Universum..."

Es (= das Buch) handelt... vom Leben, wie es sich im therapeutischen Prozeß offenbart mit seiner blinden Gewalt und seiner furchtbaren Zerstörungskraft, die doch mehr als aufgewogen wird durch seine strukturierende Kraft, wo immer ihm Gelegenheit zur Entwicklung gegeben ist."

Religionsanaloge Sinnbilder zuhauf!

Im Helfen geht es um Machtfragen. Das demonstriert besonders anschaulich die alte Hilfeform des Exorzismus. Er gilt (vgl. R. Tschirsch) zusammen mit der späteren Kirchenzucht als eine der Wurzeln moderner Beratungsarbeit. Der Exorzismus ist ein Machtkampf, er entspricht der Logik homöopathischer Magie: Gleiches mit grundsätzlich Gleichem bekämpfen, Macht um Gegenmacht. Der Kranke ist ein Kampfplatz. Der Exorzist hat von Zeit zu Zeit die besseren Machtworte und vertreibt die Mächte, die Herrschaft über einen Menschen gewonnen hatten. Das klärt auch öffentlich die Machtfrage (deswegen wohl arbeiteten die ersten christlichen Missionare noch mit dem Exorzismus).

Unbestreitbar, daß die Machtfrage auch heute zum Sinnbild des Helfens gehört - keineswegs nur im kritischen Verständnis (vgl. z.B.: E.Börsch; freilich gibt es Herrschaft unter dem Deckmantel der Liebe und Fürsorge); das alte Modell der heilenden Kraftübertragung schimmert etwa bei D. von Oppen noch durch, in positiver Adaption: er schreibt, die Sozialarbeit müsse wissen, daß in ihrem Vollzug "a u c h Macht ausgeübt (wird). Aber jetzt ist es Macht, die beim Gegenüber Macht weckt und bildet: Macht zur Bewältigung des eigenen Lebens überhaupt und jetzt und hier zur Bewältigung der anstehenden Krise... Die Zielsetzung des Bundessozialhilfegesetzes bringt

genau dies zum Ausdruck. Man kann das neue soziale Handeln gerade als **M a c h t w e c k e n d e s H a n d e l n** bezeichnen..."

Den alten Magiern (auch den Nabis im alten Israel, z.B. Elisa) und den Zauberinnen wurde nachgesagt, sie beherrschten sowohl den Heil- als auch den Schadenzauber. Sie konnten helfen und schädigen, heilen und töten. Diese soziale Magie hatte größte Bedeutung über Jahrtausende - wie die hilfeschuchenden Menschen auch überhaupt ihre Zuflucht bei durchaus zwielichtigen Mächten und Göttern nehmen konnten. Die Feststellung, daß etwas oder jemand hilft, sagt noch nichts Ethisches aus. Zum Beispiel mafiotische Systeme sind unter dem Aspekt des gegenseitigen Helfens vorbildlich. Auch die Bösen tun ihren Kindern Gutes, sagt Jesus (Mt 7,11). Um Helfen eindeutig zu machen, muß eine Qualität, eine Qualifikation, hinzutreten, eine Sinnggebung, die nicht nur persönlich tragfähig, sondern auch "gesellschaftsfähig" sein muß.

Dieses Problem tauchte z.B. im Streit um eine wertneutrale oder wertorientierte Sozialarbeit wieder auf (vgl. Themenheft hierzu: Blätter der Wohlfahrtspflege, 7+8/1986).

Die helfenden Götter haben ihre Agenten, haben Stellvertretung: Die Priester verwalten die Dankbarkeit, ritualisieren die Dankesopfer und bewirken Hilfe durch Opfer. Opfer sind Reaktion auf Hilfe und Mittel zur Hilfe. Priesterliche Funktion wird Teil des Hilfesystems. Nach urchristlicher Vorstellung, im Hebräerbrief entfaltet, bringt sich der vollkommene Hohepriester schließlich selbst zum Opfer dar. Das Eigenopfer besteht in Selbstaufgabe, in "Entäußerung".

Helfer sind für Hilfebedürftige, wenn nicht ausgesprochenermaßen in göttlicher, so doch häufig in priesterlicher Funktion. Nicht wenige Helfer hatten (und haben) nicht so sehr Klienten, sondern eher Verehrer und Gläubige um sich geschart, bilden schamanenartige Züge aus, sammeln Jünger und Jüngerinnen.

Und manche Helfer entäußern sich, opfern sich auf. Für dies Phänomen haben wir zwei moderne Theorien: den Schmidbauerschen hilflosen Helfer mit seinem allzu großen Überich mit den allzu großen altruistischen Idealen und die lerntheoretische Ausbrennungstheorie - Ausgebranntsein als depressive Reaktion auf den Mangel an positiver Verstärkung; um selbigen Mangel auszugleichen, um Anerkennung - sozusagen magieanalog - herbeizuzwingen, gebe ich als Helfer immer mehr, gehe über meine Kraft, grenze mich immer weniger von den Klienten ab.

Das sind rationale Erklärungen für irrationale Phänomene, für Sinnbilder von Helfen, die neuerdings in aller Vorsicht auch wieder positiv aufgegriffen werden, so etwa durch G.Theißen: Helfen ist halt auch ein Akt von Souveränität, von bewußter Dysfunktionalität, eigentlich auch gegen meine sog. Interessen, in gewisser Weise gegen meine Natur, gegen sozialdarwinistische Einflüsterungen: ich helfe nicht nur, wenn es mir nützt - oder dem Egoismus meiner Gene dient. Die allzu naheliegende Alternative besteht wohl häufig darin: den Hilfebedürftigen zum Opfer zu machen (z.B. nach Balint

machen Helfer Hilfebedürftige überwiegend zu Opfern, Idolen - oder Kindern).

Viele Details der alten Sinnbilder sind in höchstem Maße interessant; z.B. die Beobachtung, dass es im Alten Testament immer wieder heißt: Gott, e i l e zu meiner Hilfe! Eile, mir zu helfen! (z.B. Ps. 22,19; 38,22; 40,15;70,1.12). Hilfe wird schnell erbeten. Das Zeitelement gehört zum alten Hilfe-Sinnbild. Nach N.Luhmann ist Helfen der "zeitliche Ausgleich von Bedürfnissen und Kapazitäten"; die Entwicklung des Helfens sei durch die Jahrtausende hindurch mit der Tendenz verlaufen, daß Bedürfnisse immer stärker "wartefähig" gehalten werden konnten. In modernen Sozialsystemen mit ihrer Sozialarbeit gäbe es demnach eine besondere Form der institutionalisierten "Dehnbarkeit" von Hilfebedürfnissen.

Das Christentum hat viele ältere Sinnbilder adaptiert und z.T. transformiert. Wir leben in dieser Tradition. Daher möchte ich noch einige typische Einwirkungen unserer christlichen Wirkungsgeschichte auf das Hilfeverständnis benennen.

In der Christologie kam es zu einem Rollentausch Christus-Hilfebedürftiger. Aus Matthäus 25 klingt pointiert: ...das habt ihr mir getan! Aus dem Antlitz des notleidenden Menschen sieht mich der leidende Christus an. Die Hungrigen speisen und tränken, die Nackten kleiden, die Einsamen und Gefangenen besuchen: derlei ist nicht nur Menschendienst, sondern auch Gottes-Dienst. Im theologischen Diakonie-Begriff kommt beides zusammen. Im Helfen geschieht etwas zutiefst Religiöses. Helfen ist ein **H a n d e l n w i e a n C h r i s t u s**, wie für Christus. "Wie gut ist es für uns, daß wir unseren Herrn so baden und kleiden können", sagte die hl. Elisabeth im Blick auf die Aufgabe ihres Hospizes in Marburg.

Die Mönche behandeln die kaputtesten menschlichen Ruinen mit der größten Ehrerbietung, deren sie fähig sind, küssen ihre faulenden Wunden, die für sie etwas mit den Wunden zu tun haben, die die Welt Christus geschlagen hatte. Helfen kommt in die Nähe des Sinnbildes Wiedergutmachung, Versöhnung. Ich versöhne mich mit Gott über meinen Mitmenschen. Die Leiden Jesu werden an den Ärmsten der Armen gleichsam wiedergutmacht. Das ist nicht so sehr die Kompensation schlechten Gewissens, sondern einer menschheitlichen Schuld. Frühes Christentum begleicht diese Schuld in vielen Teilhandlungen an vielen Armen und Elenden. Der arme und elende Mensch ist Teil eines Schuldzusammenhangs, ist nicht schuldlos, aber unschuldig-schuldig - wie das Menschenpaar in der Parabel vom Sündenfall. Schuld und Verhängnis sind in unserer religiösen Tradition in fast paradoxer Weise beieinandergedacht.

Neben dieses **H a n d e l n w i e a n C h r i s t u s** tritt schon früh die Vorstellung: das **H e l f e n a l s e i n H a n d e l n w i e C h r i s t u s**. Dem andern zum Christus werden: eine frühkirchliche Theologie, die auch Luther sehr schätzte. Der Rollentausch ist vollzogen. Wahr ist nicht nur, daß mir im hilfeempfangenden Mitmenschen der leidende Christus begegnet, sondern dem Mitmenschen begegnet durch mich, in mir, der Christus, seine Liebe, seine Hilfe.

Der andere wird mir zum Christus, ich werde dem andern zum Christus.

In säkularer Form klingt dieser Rollentausch wie bei Gottlieb Guntern, dem Schweizer System-Therapeuten: "Der Therapeut spiegelt sich im Gesicht des leidenden Patienten, und im Prozeß des Verstehens und Helfens ist er nicht immer fähig festzustellen, wo die Grenze zwischen Beobachtungsobjekt und Beobachter liegt, oder - anders gesagt - er ist nicht immer fähig, die strukturelle Trennwand zwischen 'du' und 'ich' aufrecht zu erhalten."

Helfen als Sinnbild nicht einseitigen, sondern gegenseitigen Sühnehandelns, von "Versöhnung" in einem tiefen Sinn - das Tun und Widerfahrnis auch des "Liebens wie dich selbst". Nicht des Liebens in der Stärke, sondern in der gemeinsamen Schwäche und Verlorenheit. Darauf hebt vor allem Luther ab. Im Hilfeprozeß muß man demnach dem gemeinsamen Nullpunkt standhalten, der gemeinsamen Einsicht in Bedrohung durch Sinnlosigkeit und durch das Nichts. Ich kann im Grunde dich nicht retten, du kannst eigentlich mich nicht retten. Ich kann mich selbst nicht retten, du dich auch nicht. Erst dann kann die Creatio ex nihilo, das Wunder der Gnade Gottes, der Rechtfertigung des an sich verlorenen Sünders, eintreten. Originalton Luther: "Wo gelangt denn der hin, der in Gott hinein hofft, wenn nicht in sein eigenes Nichts? Wohin aber sollte der entschwinden, der ins Nichts entschwindet, wenn nicht dahin, woher er kam? Er kam ja aus Gott und aus dem eigenen Nichts. Darum kehrt zu Gott zurück, wer ins Nichts zurückkehrt. Es kann nicht etwa auch noch außerhalb der Hand Gottes fallen, wer außerhalb seiner selbst fällt. Stürze also hindurch durch die Welt - wohin stürzest du dann? Doch in die Hand und den Schoß Gottes" (WA 5,168).

Gerade aus Sinnlosem entsteht wieder Sinnhaftes. Eigentlich die Quintessenz aus Luthers Rechtfertigungstheologie: "Wer so an sich selbst verzweifelt, dem kann Gott nicht anders als gnädig sein durch Christus und ihm alles Gute schenken".

Der gerechtfertigte Sünder hilft, denn ein guter Baum bringt gute Früchte: damit dreht Luther eine Hilfemotivation um, die jahrhundertlang in der römischen Kirche gepflegt worden war, die lange Zeit dominierend war; Luther hält sie für eine Perversion: die Selbstrechtfertigung durch Helfen, die Selbstheilung, die Selbstheiligung durch Helfen, die Funktionalisierung des Hilfebedürftigen für mein eigenes religiöses Heil. Der Kirchenvater Augustinus: "Was sind die Armen, denen wir geben, anderes als unsere Lastträger, durch die wir von der Erde in den Himmel gelangen? Gib! - Denn was du deinem Lastträger gibst, das trägt er zum Himmel." Der hl. Chrysostomos: "Gäbe es keine Armen, dann würden viele eurer Sünden nicht erlassen. Die Armen sind es, die eure Wunden heilen." Theologisches Helfersyndrom !

Ich habe selbst auch etwas vom Helfen. Den Gedanken kennen wir und halten ihn für in Ordnung.

Nicht in Ordnung ist nach Luther der ins Metaphysische gesteigerte Ich-Anteil. Ebenfalls nicht in Ordnung: die Drohung "Wenn du nicht Almosen gibst, ist dein Seelenheil in Zeit und Ewigkeit dahin!" Der Impuls zu helfen war lange Zeit

verbunden mit der Angst vor Strafe bei Unterlassung; es gab eine religiöse Hilfeerzwingung. Die Armen waren dafür dankbar und konnten offensichtlich damit "umgehen".

Religiöses Mittel zur Erlangung der Nullpunktsituation ist etwa auch die Beichte. Es ist also nicht verwunderlich, daß das Nullpunktkonzept im Schritte-System der Anonymen Alkoholiker die leicht säkularisierte, verallgemeinerte und auf einen bestimmten Problemzusammenhang reduzierte Fassung eines pietistischen Beicht- und Bußsystems ist. Da wurde z.T. bis in den Wortlaut das Konzept der Oxford-Gruppen-Bewegung abgekupfert.

Dieser von Laien getragenen Erweckungsbewegung im Zusammenhang mit Keswick- bzw. Heiligungsbewegung geht es

- um die Notwendigkeit persönlicher Begegnung mit Christus,
- um die Erkenntnis der eigenen Sünde,
- um die Heilsamkeit des Bekenntnisses in der Beichte.
- um die Bewährung der Glaubensentscheidung im Wiedergutmachen,
- um die Willigkeit, sich von Gott wirklich führen zu lassen,
- um die Pflicht, gegenüber der Welt persönliches Zeugnis zu geben,
- um die seelsorgerliche Verantwortung für den Nächsten,
- um die Wichtigkeit kleiner Zellen der Gemeinschaft.

Usw.

Bemerkenswert: daß ein auch eines zentralen theologischen Begründungszusammenhangs beraubtes theologisches System noch "funktioniert" - zumindest oft "funktioniert". Bemerkenswert weiterhin: Beicht-, Buß- bzw. Wiedergutmachungssysteme sind ohne vorausgesetztes Schuld- bzw. Sündenprinzip e i g e n t l i c h sinnlos.

Es gab noch manches andere Sinnbild von Helfen im Laufe der Kirchengeschichte (z.B. den Solidaritätsgedanken in der Ausprägung der Bettelorden-Theologie: um Jesu willen den Armen gleich werden, ein Armer werden - ein für die Geschichte der Sozialmotivation ebenfalls kein unerheblicher Gedanke; hl. Franziskus: "Wir müssen den Mantel dem Armen zurückgeben, dem er gehört; denn wir haben ihn nur geliehen bekommen, bis wir einen treffen, der ärmer ist als wir"); aber ich will mit diesem Teil zum Schluß kommen. Die Eingangsthese über die Wirksamkeit alter Sinnbilder vom Helfen dürfte belegt sein.

2. Räume und Formen des Helfens

Hier will ich mich auf wenige Grundmodelle beschränken. Eigentlich liegt es auf der Hand, dass Räume und Formen des Helfens zusammenhängen.

Es gab schon früh heilsame Orte, Orte der Hilfe. In die alten Asyle retteten sich Menschen auf der Flucht, Sklaven auf der Flucht vor ihren Herren, Schuldner auf der Flucht vor ihren Gläubigern; diese Orte waren tabu und machten tabu.

Nomadische Stämme hatten (und haben noch, etwa in Australien) z.B. ihre heiligen

Quellen, zu denen sie von Zeit zu Zeit ziehen, um dort eine Art wiedergeburtverbürgendes Erneuerungsritual zu feiern. Ansonsten bringt es die Unbehaustheit und notwendige Mobilität mit sich, daß sich gegenseitige Hilfe meist auf die Urformen beschränkt: auf die gegenseitige Körperpflege, die Versorgung und Erziehung des Nachwuchses. Nomaden ziehen mit der Vegetation, was z.B. bewirkt, daß die noch existierenden Nomadenpopulationen die abtreibungsfreundlichsten überhaupt sind. Die wenigen Kinder, die das Weiterziehen nicht behindern, werden sehr liebevoll versorgt; überzählig Geborene werden - wie in Notzeiten auch die Alten - zurückgelassen.

Erst die seßhafte Familie hat weitergehende Hilfevorstellungen entwickelt. In Hochkulturen sind "Haus" und "Familie" synonyme Begriffe (so auch in der Bibel). Die neue Form des Helfens bestand z.B. im Zu-sich-Nehmen von anderen Menschen; die antiken Gastfreundschaftsethiken bedeuteten praktisch: Wohngemeinschaft als Hilfe (von den ersten Christen wird berichtet, dass sie Arme und Kranke, Witwen und Waisen u.a. in ihre Häuser nahmen). Auch so etwas wie "Pflege" ist ohne Behausung nicht recht vorstellbar. Das "Haus" wurde zum Hilfemodell, oft verbunden mit dem Familienprinzip. In der Diakonie des letzten Jahrhunderts erlebte dies Modell eine kräftige Renaissance.

Im Zusammenhang mit der "mittleren Größe" Hausgemeinschaft entwickelten sich Vorstellungen wie das Corpus-Modell: was einem Teil dient, dient auch anderen Teilen und somit dem Ganzen. Gegen diese Sozialidee standen später sowohl Individual- als auch Kollektivmodelle auf.

Wichtige Stätten der Hilfe waren in der Antike die Tempel, speziell die Heiltempel. Hier war beisammen, was später öfter auseinanderfiel: die Materialisierung und die Spiritualisierung von Hilfe. In den Heiltempeln bekam man in der Regel eine Behandlung (Bäder, Einreibungen usw.) und religiösen Beistand. Die verantwortlichen Priester hatten ein spezielles Amtsscharisma, an Ort und Funktion gebunden, z.T. auch vererbbar in Priesterdynastien.

Die ersten residentiellen Hilfeeinrichtungen in christlicher Tradition, die Klöster und Hospize, hatten in Bauweise und Struktur Gemeinsamkeiten mit den alten Heiltempeln: sie waren z.T. rund gebaut oder pentagonartig (wie die ersten großen Pesthäuser) oder auch kreuzförmig; sie waren altarzentriert. Für W. Wolfensberger beginnt die Perversion der stationären Hilfe mit der Ersetzung des Altars durch andere Dinge, politische oder Ordnungssymbole (Fahnen z.B. oder - noch folgenreicher - Kontroll- und Beobachtungszellen im "Nabel" der alten Zuchthäuser).

An dieser Stelle wäre die immense Bedeutung des "Gemeinwesens" zu erwähnen: Dies Gemeinwesen-Lebensgefühl entstand in den mittelalterlichen Städten Europas. Helfen wurde dort zum Wieder-in-die-Reihe-Bringen, zu einer bestimmten Form von Einpassung in die allgemeine Zucht und Ordnung. Die vielen Armen wurden zunehmend als Bedrohung der Lebensordnung des Gemeinwesens gesehen; die städtische

Armenfürsorge, die die kirchliche zu verdrängen begann, unterwarf die Armen den Spielregeln des Gemeinwesens und seinen Wertvorstellungen. Es setzten vier große Entwicklungen ein, und zwar miteinander verbunden und aufeinander bezogen: die Kommunalisierung, die Rationalisierung, die Bürokratisierung und die Pädagogisierung des Helfens (vgl. C.Sachße/F.Tennstedt). Die alten Sinnbilder des Helfens standen fortan weitestgehend in Konflikt zu diesen vier Elementen. Von dieser Spannung haben sich Helfermentalität und Hilfeklima bis heute nicht befreit.

Zur neuen "Logik" der städtischen Fürsorge: "Objekt der Fürsorge wurden nur noch die eigenen, die städtischen Armen, die sich durch entsprechende Ausweise kenntlich machen mußten; das Hospital- und Armenwesen wurde wie andere städtische Einrichtungen durchgeplant und effektiviert, und die Armen wurden im Sinne bürgerlicher Vorstellungen zu erziehen, umzuformen, auf den rechten Weg zu bringen versucht... Städtische, bürgerliche Mentalität also, in der bereits die Umsetzung eines ursprünglich in der adligen Gesellschaft des Mittelalters negativ besetzten Arbeitsbegriffs zum Arbeitsethos der modernen Welt antizipiert worden war, stigmatisierte Armut als weitgehend selbstverschuldete Problemlage, aus der ein Entrinnen durch kräftigen Einsatz eigentlich möglich sein müßte" (B.Schneidmüller).

3. Wissenschaftliche Annäherungen an das Hilfephänomen

Fast alle einschlägigen Wissenschaften beschäftigen sich heute mit dem Helfen. Ein Überblick ist fast nicht mehr möglich. Und die Beobachtungen gehen nicht auf. Etwa die biologischen Positionen divergieren: für eine Gruppe von Verhaltensforschern ist Helfen "etwas Natürliches", etwas "Triebhaftes", etwas im Menschen "Angelegtes"; tritt etwa das "positive Kindchenschema" (K.Lorenz) in Aktion, wird fast automatisch Hilfe freigesetzt.

In soziobiologischer Sicht ist Helfen zwar auch natürlich, aber nur im Dienst der Evolution; der Verwandtschaftsselektion, der Förderung der Verwandtschaften, die die Gene des Helfers besitzen; anderen Arten werde nur geholfen, wenn sie der Art des Helfers förderlich sind (vgl. E.O.Wilson).

Schließlich gibt es eine neo-sozialdarwinistische Argumentation, die Helfen für eine dysfunktionale Gegenselektion hält, durch die in unnatürlicher Weise in den Lebenszusammenhang eingegriffen werde, unangepaßte Lebensformen am Aussterben gehindert werden. Es muß beiläufig daran erinnert werden, daß die führenden Funktionäre der Abstinenzlerverbände im Dritten Reich tatsächlich auf die sozialdarwinistische Linie schwenkten.

Für die Soziologie ist Helfen nichts primär Triebhaftes oder Gegenselektives, sondern eher etwas Zweckrationales: hätten die Altvordern sich nicht geholfen und Hilfe wie Gegenhilfe erwartbar gemacht (durch Verträge, eidliche Absprachen usw.), wäre das Ganze bedroht gewesen (Luhmann).

In psychologischer Betrachtung ist Helfen entweder Ausdruck besonderer Freiheit und Souveränität (Logstrup u.a.) -- oder besonderer Unfreiheit, Folge eines

Überich- Zwangs, Ausdruck einer besonderen Fülle - oder eines besonderen Mangels (nach H.E.Richter suchen Menschen, die eine soziale Tätigkeit wählen, Kommunikation und eine Vervollständigung ihrer selbst).

Nicht einmal die Umfeld-Empirie ist eindeutig. Zu ein und derselben Zeit wurden demographische Befunde veröffentlicht, die entweder soziale Eiszeit (Allensbach 1986: "Wo Hingabe an andere als Dummheit gilt und nur noch das eigene Glück der Allernächsten vor Augen steht, dürften wir schon bald tatsächlich in eine soziale Eiszeit geraten") oder eine wachsende Neigung für "Solidarität, Mitmenschlichkeit, Partnerschaft, Kooperation, prosoziales Verhalten, gegenseitige Hilfe" behauptet (Hillmann) haben.

Der Pluralismus anthropologischer und methodischer Prämissen in den einzelnen Ansätzen sozialer Arbeit läßt sich kaum mehr - höchstens paradox - zusammendenken, von der Handlungsintegration ganz zu schweigen. M. Textor stellte kürzlich die augenblicklich dominierenden Ansätze nebeneinander:

- das Krankheitsmodell (Verhaltensabweichungen liegen vornehmlich biochemische, physiologische, neurologische Prozesse zugrunde; Hilfe bringen vor allem Medikamente, Operationen, Diätpläne usw.. Die Suchthilfetheorie legt weithin die Trias Droge-Individuum-Sozialfeld zugrunde: diese Trias ist nach H.Bossong der medizinischen Seuchenlehre Erreger-Wirt-Umfeld entlehnt;
- das Konstitutionsmodell (Textor: "Meist wird davon ausgegangen, daß die genetische Prädisposition irgendwann im Verlauf der Persönlichkeitsentwicklung zur Ausbildung von psychischen Problemen und Verhaltensstörungen führe, wobei der Übergang vom gesunden zum pathologischen Zustand kontinuierlich ist");
- das Streßmodell (klassifizierbare Stressoren - wie Tod in der Verwandtschaft, Unfälle, Scheidung usw. - zerbrechen die Balance der Interaktion von genetischer Prädisposition und allgemeinem Streß);
- das psychodynamische Modell (Verhaltensstörungen aus der Kollision von unbewußten dynamischen Kräften und Anforderungen der sozialen Umwelt);
- das Entwicklungsmodell (Leben: eine Phasenabfolge von zunehmender Komplexität, Differenzierung, Integration und Reife; Verhaltensstörungen durch Nicht-Durchschreiten einer Phase, durch "Stehenbleiben");
- das lerntheoretische Modell (alles Verhalten wird erlernt, auch Verhaltensstörungen: sie können wieder "verlernt" werden);
- das kognitive Modell (Verhaltensstörungen liegen Wahrnehmungs-, Denk-, Vorstellungs-, Erinnerungs-, Bewertungs- und z.B. Planungsstörungen zugrunde);
- das Humanistische Modell (psychische Probleme entstehen aus der Diskrepanz zwischen Selbst und Erfahrung, Selbstwahrnehmung und -bild u.ä.;

"Selbsteilungskräfte" können aktiviert werden);

- das phänomenologisch-existentialistische Modell (Textor: "Psychische Störungen entstehen aufgrund falscher Entscheidungen und Werte, aufgrund von anormalen Bewußtseinsinhalten, mangelndem Lebenssinn und fehlender 'totaler' Kommunikation");

- das Labelling-Modell (abweichendes Verhalten wird eher durch Etikettierungen usw. problematisch als "an sich");

- das mikrosoziale Modell (pathogene Strukturen und Prozesse in den kleineren sozialen Systemen - Familie, Peer-Group, Schule - sind für die Genese psych. Probleme verantwortlich);

- das makrosoziale Modell (Textor: "...psych. Probleme... werden auf den schnellen gesellschaftlichen Wandel in seiner Verbindung mit Wertekonflikt, Entfremdung und Anomie, auf Verstärkung, Ghettobildung, die kapitalistische Gesellschaftsordnung oder den Zusammenstoß verschiedener Kulturen zurückgeführt").

Selbst wenn ein Helfer all dies im therapeutischen Prozeß zusammendenken könnte, was kaum möglich scheint: er muß zudem "mit verbaler und nonverbaler Kommunikation, individuellen Codes, intrapsychischen und interpersonalen Prozessen u.v.a.m." umgehen, "muß gleichzeitig sich selbst und seine Wirkung auf die Klienten beobachten, sein Handeln planen und Therapietechniken einsetzen. Es ist offensichtlich, daß er nicht all die vielen tausend Eindrücke, die fortwährend auf ihn einströmen, wahrnehmen, ordnen, reflektieren und auswerten kann. Um handlungsfähig zu bleiben, muß er sich auf einen Ausschnitt der Realität konzentrieren" (ders.).

Während die Komplexität des Wissens über die Hilfesituation ständig zunimmt, muß der Helfer im Hilfevorgang radikal Komplexität reduzieren, Wirklichkeit verkürzen. Das Wissen davon, was er alles weglassen muß, was er tunlichst zu vergessen hat, wird immer größer. Die Komplexität der Situation ist ihm bewußt, zugleich die fast kümmerliche Ausschnittshaftigkeit seines Tuns – und die eigentliche Beliebigkeit und persönliche Vorliebigkeit der angewandten Arbeitsweise.

Hinzu kommen Leistungserwartungen seitens der Träger sozialer Arbeit, bestimmte Werte und Zielvorstellungen. Hinzu kommt das Einschätzenmüssen rechtlicher Rahmenbedingungen, der Möglichkeiten und Grenzen der Finanzierungsträger dieser sozialen Arbeit, in Konkurrenzsituationen kommt auch Existenzangst auf (wenn einer z.B. die ständige Nicht-Eignung seines Programms, seines Handlungsmodells für seine Klientel, erlebt, sich deswegen heftig gegen die Evaluation seiner Arbeit wehren muß und damit die Legitimitätskrise mancher Bereiche sozialer Arbeit noch verschärft) .

Weiterhin: was Sozialarbeit generell sein soll, ist nicht bestimmt, wohl auch vorläufig noch nicht bestimmbar. Im Vorlesungsverzeichnis einer Fachhochschule habe ich Veranstaltungsankündigungen entnommen, was u.a. unter Sozialarbeit verstanden werden soll: Hilfe zur Resozialisierung, eine Art "kleiner Psychotherapie", die Vermittlung von Lernprozessen, Agogik (angewandte Handlungsstrategie), politische soziale Aktion usw.

In dieser Wissenschaftslage, in diesem Positionsklima, in diesem theoretischen und praktischen Bedingungsfeld werden professionelle Helfer ausgebildet...

4. Suchthelferprobleme

Die in der Suchthilfe Tätigen haben einen Teil ihrer Probleme mit der allgemeinen Sozialarbeit gemeinsam. Sie haben einige besonders.

Was bei jeder Krise der Sozialarbeit in den letzten Jahrzehnten gesagt wurde, gilt sicher auch hier:

es drängt sich von Zeit zu Zeit das Gefühl in den Vordergrund,

lediglich den sozialen Status quo mitzukonservieren,

Teil in einem verwirrenden Verweisungssystem zu sein,

ständig zu privatisieren statt zu "sozialisieren",

die Hilflosigkeit, die man bekämpfen will, ein Stück weit selbst zu produzieren,

daß sich die Identifikationsprobleme mit der Institution, in der und für die er arbeitet,

ständig vertiefen, weil deren behauptetes Profil in Verrechtlichung, bürokratischen Verfahrensformen, hierarchischen Mustern versickert.

Kurz: das Gefühl drängt sich auf, daß die Sozialarbeit irgendwie verkommt.

In den letzten Jahren, seit es auch in Sozialberufen viele Arbeitslose gibt, entsteht der Eindruck, es bilde sich marginalisierte Sozialarbeit. Mancherorts sitzen in den etablierten Verbänden die "gestandenen" Sozialarbeiter an ihrem Schreibtisch und verwalten die Kur- und Erholungshilfe oder Mündelgeschäfte. Die eigentliche Sozialarbeit an der Basis betreiben derweilen häufig ABM- und Zeitkräfte: die in den Sozialinstitutionen selbst randständigen Sozialarbeiter/-innen beschäftigen sich mit den Randständigen.

Was die Arbeit mit abhängigen Menschen angeht, so stellt sich hier ein allgemeines Problem der Sozialarbeit verschärft: wir haben Helfen rational gemacht; aber angesichts ständig wachsenden Wissens und ständigem Ausdifferenzieren der Anthropologie und der Methoden, angesichts der zunehmenden Situationskomplexität, wissen wir gar nicht mehr, ob und wie rational das ist, was wir tun. Andererseits wollen wir uns nicht irrational-religiös definieren, arbeiten aber ständig auch in und mit Sinnbildern, die eigentlich religiös fundiert sind. So oder so schwindet die Sicherheit, das Richtige zu tun.

Weiter: es gibt tatsächlich weder eine eindeutige Definition von "Sucht" (vgl.

Scheerer/Vogt u.a.) noch unumstrittene Aussagen über Verursachungsketten (Schmerl u.a.). Der alte Streit darüber, ob Sucht Schuld oder Verhängnis sei (die Medizinierung sozialer Phänomene hat die alte Verhängnisvorstellung durch den Krankheitsbegriff substituiert), flackert wieder auf (vgl. die Jacobi'sche Studie, die 1987 aus dem Zentrum für Psychologische Medizin der Universität Göttingen kam; in ihr wird die Krankheitstheorie als "Vernebelung" und "Mythos" charakterisiert; beispielsweise sei so etwas wie ein Allergie-analoger "Kontrollverlust" wissenschaftlich gar nicht nachweisbar, ebensowenig der progressive Verlauf des Alkoholismus; kurz: die Studie unterstellte, daß gerade unter dem Primat der Rationalität neue Mythen entstanden seien; der Streit über das Suchtbild wäre dann tatsächlich eine Art Glaubenskrieg).

Weiterführen könnte vielleicht der Gedanke, daß ja sowohl dem Krankheits- als auch dem Schuldmodell die Ursache-Wirkungs-Logik zugrunde liegt - eine Logik, die eigentlich eher für triviale Maschinen gilt als für natürliche, organische Prozesse (vgl. D.Hofstadter u.a., vgl. auch die Literatur zur Chaos-Forschung u.ä.).

Angesichts so vieler aufgewiesener Paradoxien möchte ich das Paradoxe meiner Einstellung aufdecken. Ich würde den Schuldbegriff gern aufgeben, weil ich befürchte, daß seine Renaissance auch damit zu tun hat, daß der Sozialstaat im Begriff ist, sich wieder zurückzunehmen; er braucht wieder Selberschuldige. Ich möchte wiederum auf den Schuldgedanken nicht verzichten, weil ich sonst nur noch Objekt irgendwelcher auf mich einwirkender Kräfte und Vorgänge wäre; daß ich schuldig werden kann, ist ein Stück Autonomie, und daß ich inmitten der Entmachtung durch Suchtmittel Schuld einsehen kann, ist ein erster Akt neugewonnener Freiheit.

Ich würde gern einige der alten Sinnbilder bewußt beachtet sehen in der Suchthilfe; in der handlungspraktischen Anwendung der lutherischen Rechtfertigungstheologie steckt m.E. ein erhebliches Befreiungspotential, an das andere Sinnbilder nicht entfernt herankommen. Ich glaube, daß wir die Religionsanalogie des helfenden Handelns bewußter in die rationalen Konzepte integrieren könnten, müßten. Ich glaube, daß wir unter diesen Bedingungen leichter mit der eigentlich paradoxen Lage der Sozialarbeit leben könnten.

VERWENDETE LITERATUR (in der Reihenfolge ihrer Erwähnung)

R. Tschirch, Thesen zur theologischen Begründung von Beratung, WzM 4/76, 139 ff.

D. von Oppen, Die zweite Welle des sozialen Handelns, HbZDK I, 9 ff.

M. Balint, Problems of Human Pleasure and Behaviour, 1957

N. Luhmann, Formen des Helfens im Wandel gesellschaftlicher Bedingungen, in: Gesellschaftliche Perspektiven der Sozialarbeit, 1973

C.Sachße/F.Tennstedt (Hg.), Bettler, Gauner und Proleten, 1983

B. Schneidmüller, Armut als historisches Problem, in: Loccumer Protokolle 53, 1984, 35 ff.

E.O. Wilson, Biologie als Schicksal, 1980

G. Theißen, Die Legitimitätskrise des Helfens und der barmherzige Samariter, in: Diakonische Kirche, 1990, 46 ff.
K.E. Logstrup (zit. nach Theißen)
H.E. Richter, Flüchten oder Standhalten, 1976
K.H. Hillmann, Wertwandel, 1986
M.R. Textor, Erklärungsmodelle und Behandlungsansätze für Verhaltensstörungen und psychische Probleme, in: Soziale Arbeit 4/88, 129 ff.
H. Bossong, Suchtprävention in der Arbeitswelt: "Irgendetwas wird schon überkommen", in: Soziale Arbeit 2/90, 53 ff.
S. Scheerer/L. Vogt, Drogen und Drogenpolitik, 1989
C. Schmerl, Drogenabhängigkeit. Kritische Analyse psych. u. soziol. Erklärungsansätze, 1984
D.R. Hofstadter, Gödel - Escher - Bach, 1988

ERGEBNISOFFENHEIT ?

Zur kirchlich verantworteten Beratungsarbeit (1991)

Wenn "Offenheit" meint: keine Zulassungsbeschränkung bei der Klientel, dann hat in Kirche und Diakonie keiner etwas dagegen. Wenn "Offenheit" den Verzicht auf eine inhaltliche Profilierung oder wenigstens eine bestimmte Akzentuierung des Angebots bedeutet, regt sich Protest. Und zwar nicht nur bei Kirchentheoretikern unterschiedlicher theologischer Provenienz, sondern auch an der Basis: ich denke an den Streit um die "offene Jugendarbeit" in Kirchenvorständen. Das Problem nur "akademisch" abzuhandeln, wird der Situation schon längst nicht mehr gerecht. Zwei Problem-Stränge will ich daher verfolgen: einen eher institutionellen und einen wissenschaftstheoretischen.

1 Die veränderte alte Fragestellung

1.1 Um der spekulativen Unverbindlichkeit, von der her gelegentlich über kirchliche Beratungsarbeit gesprochen wird, entgegenzuwirken, seien zuerst die gesellschaftlichen bzw. sozialstaatlichen Bedingungen kirchlicher Beratungsarbeit noch einmal erinnert.

Das Bundessozialhilfegesetz von 1961 hat - im Rückblick - die soziale Wahrnehmung verändert, die Wahrnehmung des hilfebedürftigen Menschen, der ein Leben führen könne sollte, "das der Würde des Menschen entspricht". Hier erscheint nicht mehr der hilfebedürftige Untertan, sondern ein Staatsbürger mit Problemen oder in Not, ein Staatsbürger, der einen Anspruch, nunmehr sogar einen Rechtsanspruch, auf Hilfe hat. Neu war auch das Prinzip der Individualisierung: weg von normierten, verordneten 08/15-Hilfen hin zur Rücksichtnahme auf individuelle Besonderheiten.

Gerade das Individualismus-Konzept erlaubte das Helfen in Zusammenhängen, hat moderne Ansätze von Sozialarbeit entstehen lassen, die immerhin auch ein Zusammengehen von Sozialarbeit und Theologie erleichtern konnten: Sozialarbeit ist wie Theologie "dem verletzten Lebensganzen auf der Spur" (K.-D. Ulke); beide wollen Wege ausfindig machen, "die zu weniger verletztem oder verletzendem Leben führen könnten" (ders.); beide konnten sich verabreden, gemeinsam in das Netzwerk gesellschaftlicher Verletzungen einzubrechen, es aufzubrechen, weil ja nach gemeinsamer Einsicht die Verletzung des einen den andern verletzt.

Folgenreich war die Bestimmung, daß als eine besondere Art der persönlichen Hilfe die Beratung in Betracht käme; und es wird differenziert zwischen einer Beratung in Sachen sozialer Leistungen u. ä. (ein Feld, in dem die Zielgerichtetheit von Beratung weniger umstritten war) und einer Beratung in sonstigen Angelegenheiten. Beide Beratungstypen aber dem Generalziel "Menschenwürde" zugeordnet! Aus diesen Bestimmungen erwuchs ein ganzer Strauß spezieller Beratungsfelder, eine eigenständige Berufsentwicklung mit einer besonderen Hilfe-Kompetenz. Und: in diesem Ansatz steckte ein neues Verständnis von Hilfe, das nicht nur sozial und sozialpolitisch sinnvoll war, sondern auch mannigfach theologisch begründet wurde. Dietrich von Oppen hat es einmal so formuliert: die Beratungsarbeit müsse wissen, daß in ihrem Vollzug "a u c h Macht ausgeübt (werde). Aber jetzt ist es Macht, die beim Gegenüber Macht weckt und bildet: Macht zur Bewältigung des eigenen Lebens überhaupt und hier und jetzt zur Bewältigung der anstehenden Krise... Die Zielsetzung des Bundessozialhilfegesetzes bringt genau dies zum Ausdruck. Man kann das neue soziale Handeln geradezu als Macht weckendes Handeln bezeichnen".

Beratung war in Kirche und Diakonie nie unhinterfragt, und einige der Fragen an die Beratung sind dieselben früher und jetzt, aber die Akzentsetzungen und Rahmenbedingungen haben sich geändert. Anfangs interessierte z.B. die Frage nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen Beratung und Seelsorge oder die Frage nach der grundsätzlichen Kompatibilität von Beratungszielen und Theologie - mehr als die Frage von Zieloffenheit oder Zielgerichtetheit, die häufig im Zusammenhang des Unterschieds zwischen freiwillig und nichtfreiwillig in Anspruch genommener Beratung auftauchte.

Von Anfang an aber waren Grenzziehungen zwischen den Beratungstypen ein Problem, auch die Definitionsunschärfen im Begriff selbst (diese Unschärfen reichen bis in die neueren Gesetzesformulierungen etwa des KJHG, in dem der Bedeutungsbogen von "Beratung" von der individuellen Beratung im Zusammenhang mit Hilfen zur Erziehung bis zur institutionellen Beratung, z.B. im Zusammenhang mit Aufgaben des jeweiligen Landesjugendamtes, reicht).

Vor allem macht es einen großen Unterschied, wann Grundsatzfragen auftauchen oder wieder auftauchen; wenn Beratung grundsätzlich problematisiert wird in Zeiten, in denen der Sozialstaat im Begriff ist, sich selbst zurückzunehmen, bekommt das Wiederaufgreifen von Grundsatzfragen, das Zurückgehen an den

Anfang der Integrations- und Zieldiskussionen, eine riskante, für manche Beratungsfelder vielleicht sogar bedrohliche Qualität (wenn ich z.B. daran denke, wie etwa in der Suchtkrankenhilfe zur Zeit Tendenzen unabweisbar zunehmen, das interdisziplinäre Konzept, zu dem auch Beratung gehört, durch ein eindeutig ärztlich dominiertes zu ersetzen...).

Zum einen ist also Beratungsarbeit sozialstaatlich gesichert, zum andern gerät sie zusammen mit der Sozial- und Jugendhilfe unter aktuellen Rechtfertigungsdruck.

1.2 Über der Beratungsarbeit lag schon früher einiger Rechtfertigungsdruck, aber auch er hat sich verschärft, seit Leistung und Effektivität sozialer Arbeit öffentlich problematisiert werden. Die Wechselwirkungen zwischen politischen Äußerungen und sozialem Klima, wie es etwa Allensbach von Zeit zu Zeit erfragt, sind offensichtlich.

Das soziale Thermometer zeigt zwar noch nicht die totale soziale Eiszeit an, aber eine unzweifelhafte Abkühlung. Und der Beachtung des sozialen Grundkonsens' - als einer selten reflektierten, viel zu selbstverständlich scheinenden Grundlage unserer sozialen Arbeit - wurde anscheinend zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt: die deutsche Gegenwartsgesellschaft hat begonnen, der sozialen Arbeit auf immer neuen Feldern regelrecht die Sympathie zu entziehen, ihre Zustimmung, ihr Geld. Die Hilfen des sozialstaatlichen Systems, an dem auch die Diakonie großen Anteil hat, erscheinen zunehmend als Luxus, den sich eine reiche Gesellschaft für einige Jahrzehnte leisten konnte. Noch schlimmer: durch die Art unserer Hilfen sind offenbar nicht genügend viele zusätzliche gesellschaftliche Legitimationen des Sozialen erwachsen.

Zum Zweifel an der Effektivität aus speziellen gesellschaftlichen Branchen (aus dem Rechtsbereich vgl. z.B. die kürzlich geäußerte Polemik von E.Quambusch/H.Th.Schmidt in der renommierten ZfSH/SGB 8/91, 397: "Die Sozialarbeiter-Ausbildung, wie sie bisher in den westdeutschen Ländern durchgeführt worden ist, muß im allgemeinen als gescheitert angesehen werden. Denn sie entspricht bei weitem nicht den Erwartungen der Berufspraxis. Die Kritik, die seit mehr als 2 Jahr-zehnten in der Fachpraxis und Fachliteratur geübt wird, ist vernichtend") kommt der allgemeine Luxusverdacht, und er muß die nicht-zielorientierte Beratung am stärksten treffen, denn: keine Ziele = keine Kontrolle = kein Effektivitätsnachweis; und sogar die Selbstkontrolle kommt ohne klar definierte Ziele zwangsläufig zu kurz (selbstkritisch hierzu z.B. neuerdings Andreas Hundsalz).

Was ich meine: manche der kritischen Rückfragen an Beratungsarbeit, vor allem an die nicht-zielorientierte, sind sowohl älter als auch zum Teil berechtigt; die Frage auch hier: was bedeutet die Neueröffnung der Diskussion unter gesellschaftlich verschärften Bedingungen?

1.3 Auch im speziell kirchlich-diakonischen Zusammenhang haben die z.T. alten Fragen eine mittlerweile neue Qualität. Das Diktum N. Luhmanns, wonach die

moderne Diakonie eine Kompromittierung von Kirche und Theologie sei - weil eine doppelte Fremdbestimmung durch staatliche Ziele und andere, z.T. konkurrierende Menschenbilder -, wurde früh auf die Beratungsarbeit bezogen; Karl-Fritz Daiber hat zu diesem Problemfeld viel Erhellendes geschrieben (er wirbt aufgrund Luhmannscher Kategorien für realistische Akzeptanz der Systemautonomie, gerade auch von Beratung; andere, etwa Gerhard K.Schäfer, halten es für eine "tödliche Gefahr", Theologie und Diakonie solchermaßen voneinander abzukoppeln, Faktisches zur Norm zu erheben).

Die erste Sorge war, wie schon erwähnt, ob die Ziele der Beratung evangeliumskompatibel sind oder sein können, Ziele wie Konfliktlösung, dialogischer Erkenntnisgewinn, Erneuerung von Beziehungen, Gewinnung von Selbstbestimmungsfähigkeit u.a.m. Heinrich-Hermann Ulrich schlug seinerzeit am Ende eines langen Gesprächs zwischen Diakonischem Werk der EKD und Ev. Konferenz für Familien- und Lebensberatung die Kategorie "Versöhnung" als gemeinsame beraterisch-theologische Zielkategorie vor.

Die Sorge, von kirchenfremden Zielen fremdbestimmt zu werden, wurde durch den Verzicht auf vorab definierte Ziele in einigen Beratungskonzepten (z.B. in allgemeinen Lebens- oder in der Eheberatung) nicht kleiner. Eher war das Gegenteil der Fall. Die eingangs erwähnte Kritik an der kirchlichen Basis, in kirchlichen und gemeindlichen Gremien, auch in diakonischen Gremien, hat m.E. mit dem andauernden und zuwenig ernstgenommenen Zumutungscharakter offener Arbeitsansätze in der Kirche zu tun, mit der Zumutung, nichts Bestimmtes wollen zu sollen oder gar wollen zu dürfen. Der selbstlose Träger, dessen Interesse es ist, möglichst kein Trägerinteresse zu haben, erwies sich auf Dauer als Illusion. Eine Institution ohne Institutionsinteresse ist theoretisch und praktisch ein Unding. Die Kirche, von der die Mitarbeiterschaften aus berechtigten Sicherungsinteressen heraus große Organisationsstabilität erwarten, soll sich "inhaltlich" antiorganisatorisch verhalten.

Die offenen Arbeitsfelder sind also längst in den Sog der kirchentheoretischen Debatten (z.B. in die Strategiedebatten über mehr Öffnung oder mehr Verdichtung der Kirche), geraten - und viele haben's noch gar nicht gemerkt. In diversen "kirchenpolitischen Parteien" wird ähnlich gedacht und geredet, wie in der Öffentlichkeit über einige Sparten sozialer Arbeit gedacht wird: offene, nicht wenigstens ansatzweise "missionarische" Angebote sind ein Luxus, den sich eine weniger bedrängte Kirche einige Zeit leistete. Eine ältere, speziell kirchliche Spielart des horror vacui ist im Auftrieb. Für andere kirchliche, synodale usw. Fraktionen, die m.E. zunehmend minderheitlich sind, sind allerdings offene Angebote, die möglichst viele individuelle Identifikationen ermöglichen, der einzige Weg der Kirche in die Zukunft.

Kirche und Diakonie haben "Zumutungen" eine Weile besser ertragen. Theodor Strohm, der sich in vielen kirchlichen und diakonischen Gremien auskennt und sich erfahrungsgemäß eher behutsam artikuliert, konstatierte kürzlich "eine Situation, in der Theologie und Kirche sich in einer geradezu positivistischen

Weise an eingefahrenen theologischen Traditionen, amtskirchlichen Strukturen und einer theologischen Theoriebildung orientieren, in der die Weite und Tiefe des biblisch-reformatorischen Ansatzes verlorenzugehen droht".

2 Offenheit ?

2.1 Seit die Sozialsystemkritik I. Illichs oder die Kommunikations- und Wirklichkeitstheorien P. Watzlawicks im theologischen und diakoniewissenschaftlichen Diskurs vorkommen, wird das ideologische Moment, das "Zieloffenheit" anhaftet, häufiger angesprochen: Keiner kann nicht wirklich nichts wollen - ebensowenig wie man Absichtslosigkeit organisieren und institutionalisieren kann.

Mit "Zieloffenheit" hätte die für die Diakonie ohnehin behauptete Doppelbindungsproblematik (M. Klessmann: "Du sollst lieben, du sollst dich freuen, du sollst dankbar sein. Entweder empfinde ich spontan das genannte Gefühl, dann unterlaufe ich die Anordnung, oder ich befolge die Anordnung und empfinde dann möglicherweise nicht die Emotion aus mir heraus. Beides schließt sich gegenseitig aus") eine weitere Variante, lediglich hinter umgekehrtem Vorzeichen.

Hinter helfenden Konzepten steckt im Grunde ein "geglaufter Mensch"; zugleich "machen" Helfer ihre Hilfebedürftigen, wie es scheint, in mindestens dem Maße, wie sie sich vorgeblich oder vermeintlich an ihnen orientieren; die Hilfe determiniert die "Krankheit" mit. Und sei's im Sinne des Watzlawickschen Theorems von der selbsterfüllenden Prophezeiung.

Andererseits läge offenbar weniger an den "Zielen" als an Organisationsformen und Abläufen. Das systemisch-kommunikationswissenschaftliche Prinzip der Äquifinalität bedeutet, daß helfende Prozesse "nicht so sehr durch die Anfangszustände als durch die Natur des Prozesses determiniert" (Watzlawick) sind - was paradoxe Folgen zeitigt:

- > "Ziele" zu haben, bedeutet überhaupt nicht, deswegen auch "Ergebnisse" zu haben.
- > "Ziele" zu haben, sichert nicht, daß sie auch verfolgt werden.
- > "Zieloffenheit" bedeutet nicht, daß nicht doch Ziele verfolgt werden.
- > "Zieloffenheit" kann also Offenheit im Sinne von Transparenz gerade verhindern.
- > Weder Ziele noch Nichtziele noch Ergebnisse oder Nichtergebnisse machen die Qualität einer Beziehung, einer gegenseitigen Beeinflussung usw. aus, sondern deren "Organisation".
- > Dem Behaupten wie dem Problematisieren von "Zieloffenheit" eignet etwas Ideologieverdächtiges. Auch: etwas Paradoxes; daher drehen sich die

Diskussionen seit langem im Kreis.

Bleibe also: Zieloffenheit vielleicht als ein Versuch der Psychologie (so vermutete einer vor kurzem im SPIEGEL), in jedem Fall recht zu haben, ganz gleich, wie ein Hilfeprozeß ausgeht.

2.2 In der augenblicklichen Wissens- bzw. Wissenschaftslage spielt die Frage nach "Offenheit" eine zentrale Rolle.

> In Sicht der modernen Biologie ist der Mensch ein offenes System, das unentwegt mit seiner Umwelt, d.h., mit anderen Systemen, Information und Energie und Materie austauscht. Die Umwelt wird vom lebenden System ständig ebenso beeinflusst wie sie dieses beeinflusst; jede Entwicklung eines Lebewesens beeinflusst einen Entwicklungsfaktor, der auf das Lebewesen einwirkt, es gibt offenbar eine Beeinflussung der Entwicklung durch den Sich-Entwickelnden. Wie kann nun aber eigentlich ein Lebewesen trotz Offenheit, Komplexität und sich zusammen mit ihm ständig verändernder Umwelt so etwas wie Identität, Autonomie, bewahren? Wieso entsteht beim ständigen Austausch zwischen Zellen nicht ein einziger großer Zellbrei? Maturana und Varela haben zur Beantwortung dieser Fragen Begriff und Vorstellung von der Autopoiese (Selbsterschaffung) geprägt; Lebewesen erreichen und erhalten ihre Autonomie demnach dadurch, daß sie selbsterschaffend und selbsterhaltend sind. Zum Beispiel: eine Zelle kann sich selbst aufbauen, verändern, teilen, verdoppeln, fortpflanzen. Das wichtigste Molekül in der Zelle: die DNS, die die Erbinformation trägt. Bei jeder Zellteilung wird die Erbinformation verdoppelt. Die DNS verdoppelt sich durch sog. Arbeitsenzyme. Diese lesen sozusagen den Bauplan ab, entstehen aber selbst erst durch das Ablesen des Bauplans; ihr Bauplan ist auf dem Bauplan, den sie ablesen, enthalten. Ohne Enzym keine Bauplan-Lektüre. Ohne Bauplan-Lektüre kein Enzym usw. Jens Asendorpf formuliert in Anlehnung an Maturana/Varela: "Selbsterschaffend heißt, daß das System alle wesentlichen Komponenten, aus denen es besteht, selbst erzeugt... (Oben) haben wir gesehen, wie im Verlauf der Embryonalentwicklung der Embryo sich selbst erzeugt, indem er sein Genom, die zytoplasmatische Information der befruchteten Eizelle und seine Mutter nutzt. Alle Makromoleküle, aus denen der Embryo besteht, werden von ihm selbst hergestellt. Alle Lebewesen sind selbsterschaffend und auch die Gesamtheit aller Lebewesen, verstanden als ein einziges System... Selbsterhaltend bedeutet, daß ein System durch ständige Aufbau- und Abbauprozesse seine Identität, definiert durch einen gegenüber der Umwelt autonomen Rand (z.B. Zellmembran, Haut) erhält, auch wenn es dabei seine Strukturen oder Funktionen drastisch ändert (wie z.B. bei der Verwandlung von einer Raupe in einen Schmetterling). Insbesondere kann es alle seine Komponenten überleben..."

Offenheit gilt also grundsätzlich, aber sie bleibt nur so gewahrt, indem sie ständig an unzähligen Grenzen, Ränder, "kontrolliert" wird. Dieser den Austausch kontrollierende, ebenso eigendynamische wie fremdbestimmte Rand erhält Autonomie. Nur-Offenheit würde alles ineinander zerfließen lassen und sich selbst zerstören.

> Ob und wie sich dieser biologische und physikalische Kompromiß zwischen Eigendynamik und Fremdbestimmung bei grundsätzlicher Offenheit im sozialen Bereich auswirkt, hat Asendorpf u.a. im Zusammenhang mit menschlicher Entscheidungsoffenheit untersucht. Zur Veranschaulichung verweist er auf Max Frischs Theaterstück "Biografie: Ein Spiel": "Herr Kürmann bekommt die Möglichkeit, zu Verzweigungspunkten seines Entwicklungspfad zurückzukehren und sich anders zu entscheiden. Es gelingt ihm aber nur begrenzt. Was sich letztlich ergibt, sind mögliche Abwandlungen einer Biographie, die trotzdem in allen Varianten unverkennbare Invarianzen aufweist". Was Asendorpf meint: Bei grundsätzlicher Entscheidungsoffenheit sind die Ergebnisräume, die Zielfelder, die Ausgänge der Wechselwirkungen zwischen Personen begrenzt. Ich mag mich anders entscheiden, aber weil sich dann andere ggf. auch anders entscheiden, liegt das Ergebnis häufig im selben oder einem nahen, benachbarten Feld.

> Es bleibt ein Autonomie-Paradoxon: wenn alles mit allem zusammenhängt, dann ist der einzelne ungemein "mächtig" (man denke nur an den berühmten Schmetterlingsflügel Schlag in China, der auslösen kann, daß einige Tage später in Amerika ein Sturm tobt - wieviel mehr der Mensch...!); andererseits ist der einzelne ganz abhängig, so daß es eine Determinismus- und Entelechie-Diskussion in modernem Gewande gibt. "Offenheit" könnte bedeuten: alles Mögliche ist möglich. Aber das Mögliche ist nur begrenzt möglich.

"Offenheit" als selbstregulierende Interaktion, als Gesamtheit multivariabler Interaktionen, zeigt gerade bestimmte Gesetzmäßigkeiten, Regulierungen, impliziert Zielgerichtetheit: von Bertalanffy, der Protagonist der Allgemeinen Systemtheorie, spricht von goal-directedness. Den zahlreichen Beratungsansätzen, die sich an der Allgemeinen Systemtheorie orientieren, ist daher eigen, Offenheit u n d Zielgerichtetheit zusammendenken zu können (zum Grundsätzlichen vgl. schon Gottlieb Guntern). Die wissenschaftstheoretische Voraussetzung dieser Ansätze, die ich im Bisherigen stillschweigend teilte, ist so etwas wie Isomorphie, die Prämisse isomorpher Strukturen der verschiedenen Systeme.

3 Schlüsse

Ich kann nur sehr theoretisch sagen, was mir als "Lösung" der Zieloffenheitsproblematik vorschwebt.

> Offenheit: es gibt sie nur paradox. Als zielgerichtete Offenheit oder umgekehrt.

> Zieloffenheit ist nur insofern begrifflich zutreffend, als man wissen kann, daß sich die Ziele im Vollzug von Beratung ändern werden, indem ein gegenseitiger Beeinflussungsprozeß beginnt.

> Auch im Beratungsprozeß geschieht Autopoietisches.

> Zumindest die "Ränder" (s.o.) müßten definabel sein, durch die Autonomie entsteht und besteht.

> Bei grundsätzlicher Offenheit gibt es offenbar Zielfelder, wenn nicht gar - lt. systemtheoretischen Paradigmen - eine Zielgerichtetheit des gesamten Prozesses. Dies müßte sagbar sein.

> Auch ein vorweggenommenes Ergebnis ist im Sinne der selbsterfüllenden Prophezeiung nicht unsinnig, da es ggf. die Organisation der Beratung beeinflusst, die wiederum für die Beratungseffizienz ausschlaggebender sein kann als herkömmliche Ausgangs- und Zieldefinitionen - wie umgekehrt die Behauptung der Nichtvorwegnehmbarkeit von Beratungszielen den Beratungsvorgang beeinflusst. Wenn ich, nach Watzlawick, mit nichts Heilendem o.ä. rechne, schaffe ich auch nicht die Voraussetzungen dafür, daß es eintreten kann.

> Die Zieldefinition kann/sollte m.E. das angestrebte Beziehungsmuster und seine Qualitäten betreffen, die impliziten Möglichkeiten der gegenseitigen Beeinflussung.

> Bei Nichtdefinition eines "Randes", eines vorweggenommenen Ergebnisses, eines angestrebten Beziehungsmusters o.ä. schleichen sich gern undefinierte Ziele ein.

> Zielbestimmung als Ideologem kann Freiheit einschränken, die es geben könnte - so wie Offenheit als Ideologem Freiheit behaupten kann, wo es sie nicht gibt.

> Zieloffenheit als Ideologem beläßt Kirche im Legitimationsdruck und läßt die Chance außer Betracht, im Vollzug der Person-Umwelt-Transaktion auch die empirische Kirche als Umwelt einzubeziehen, in, mit und unter den wissenschaftstheoretischen Bedingungen von Beratung also auch den Dialog, den Austausch zwischen Beratung und Kirche - mit verändernder Wirkung auf beide - in Gang zu setzen.

> Ein offen-zielgerichtetes Beratungsverständnis ermöglichte eine neue Tiefe des Gesprächs mit Theologie und Kirche: über Wirklichkeit, Schöpfung und das Paradox der Gnade, der Existenz des Menschen zwischen Freiheit und Bindung.

Literatur:

J. Asendorpf, Keiner wie der andere. Wie Persönlichkeitsunterschiede entstehen, 1988

L. von Bertalanffy, General System Theory, 1968

K.-F. Daiber, Diakonie und kirchliche Identität, 1988

G. Guntern, Die kopernikanische Revolution in der Psychotherapie: der Wandel vom psychoanalytischen zum systemischen Paradigma, in: Familiendynamik 1/1980, 2ff.

A. Hundsalz, Kollegiale Selbstkontrolle. Beratung zwischen Verbindlichkeit und Farce, Ref. v. 6.10. 1993, hekt.

M. Klessmann, Von der Annahme der Schatten. Diakonie zwischen Anspruch und Wirklichkeit, in: M.Schibilsky (Hg.), Kursbuch Diakonie, 1991, 113 ff.

N. Luhmann, Funktion der Religion, 1977
H.R. Maturana/F.J. Varela, Der Baum der Erkenntnis, 1987
D. von Oppen, Die zweite Welle des sozialen Handelns, in: H.-H. Ulrich (Hg.),
Diakonie in den Spannungsfeldern der Gegenwart, 2. Aufl. 1979, 9 ff.
G.K. Schäfer, Die Menschenfreundlichkeit Gottes bezeugen, Veröfftl. d. DWI Bd.
4, 1991
SPIEGEL, Gaukler oder Heiler? - Was kann die Psychotherapie?, Nr. 30, 1994
Th. Strohm, Ist Diakonie lehrbar? Plädoyer für ein neues Verständnis der theol.
Ausbildung, in: Schibilsky (s.o.), 145 ff.
K.-D. Ulke, Philosophie und Sozialarbeit, in: Sozialpädagogik 4/1984
H.-H. Ulrich, Beratung und christlicher Glaube, in: DIAK Bh. 2, 1978, 65 ff.
P. Watzlawick/J.H. Beavin/D.D. Jackson, Menschliche Kommunikation, 3. Aufl.
1972
P. Watzlawick, Wie wirklich ist die Wirklichkeit?, 1976